

KULTURELLE
VIELFALT

Ein Österreich-Mosaik

Was prägt uns?
Was fordert uns?
Was zeichnet uns aus?

Was macht Österreich eigentlich aus? Was bedeutet kulturelle Vielfalt in diesem Land? Welche positiven Impulse, aber auch Probleme ergeben sich daraus für das Zusammenleben, für die Identität? Was gehört zum kulturellen Erbe Österreichs? Wir haben uns diese Fragen gestellt bei der Erarbeitung dieser Schwerpunktausgabe. Anlass dafür ist der von der Unesco ausgerufenen „Welttag der kulturellen Vielfalt für Dialog und Entwicklung“, der alljährlich am 21. Mai gefeiert wird. Lisa Nimmervoll, die diese Ausgabe koordiniert hat, lotet zu Beginn dieser Schwerpunktausgabe das Spannungsfeld aus. Verschiedene Schichten der Trachtenmode legt die Designerin **Susanne Bisovsky** (siehe Seite 5) frei, deren Filmstills diese von **Rudi Reiterer** maßgeblich gestaltete Ausgabe zieren. Über Trachtenmode als Identifikationsmuster tauschten sich **Miguel Herz-Kestranek** und die Volkskundlerin **Elsbeth Wallnöfer** aus. Die Autoren **Michael Stavarič** und **Barbara Coudenhove-Kalergi** brachten ihre Sicht ein, wie kulturelle Einflüsse zur Identität beitragen. Wie Sie sehen, ist es eine bunte Ausgabe geworden, unser Mosaik.

Alexandra Förderl-Schmid
Chefredakteurin



Bollenhut zu Rosentop: **Susanne Bisovsky** spielt mit Trachtelementen. Foto: Atelier Olschinsky

Notenbanken sitzen auf Risiken in Höhe von 950 Milliarden

Währungsfonds warnt vor billigem Geld
Ökonom Otte ortet Blase bei Anleihen

Washington/Wien – Der Internationale Währungsfonds (IWF) warnt vor milliardenschweren Kosten der Krisenpolitik der Zentralbanken. Die Ökonomen des IWF schätzen in einer Studie, dass im schlimmsten Fall bis zu 950 Milliarden Euro an Verlusten auf den Bilanzen der Währungshüter schlagend werden. Steigende Zinsen in Japan, den USA und England könnten bei den dortigen Notenbanken Löcher in die Bilanz reißen, die größer sind als etwa die jährlichen Ausgaben für Bildung in diesen Volkswirtschaften.

Trotz dieser Risiken lobt der IWF allerdings, dass die Maßnahmen der Notenbanken eine noch tiefere Finanzkrise nach 2008 verhindert haben. Davon hätte auch

die Realwirtschaft profitiert. Dennoch: „Ein geordneter Ausstieg aus der außergewöhnlich lockeren Geldpolitik wird herausfordernd sein“, heißt es in der Studie.

Der Ökonom Max Otte warnt im STANDARD-Gespräch, dass die Politik des billigen Geldes auf dem Kapitalmarkt bereits zu Blasen führt. So seien die Zinsen auf Ramschanleihen „lächerlich“ niedrig. „Da muss irgendwann eine Blase platzen“, schätzt Otte. (red) Seite 25

Van der Bellen hält Koalition mit Stronach für möglich

Wien – Anders als Grünen-Chefin Eva Glawischnig kann sich ihr Vorgänger Alexander Van der Bellen eine Koalition mit dem Team von Frank Stronach vorstellen. Der Altparteichef im STANDARD-Interview: „Auch auf Bundesebene muss man die Option im Auge behalten – ich würde das nicht a priori ausschließen und es einfach auf das Verhandlungsergebnis ankommen lassen.“ In Wien plagen sich die Grünen indes mit dem Koalitionspartner SP: Nach der Kritik von Rudolf Schicker (SP) an Planungsstadträtin Maria Vassilakou werfen die Grünen ihm vor, das Koalitionsklima zu vergiften.

Gemäß der jüngsten STANDARD-Umfrage sind Grün-Wähler übrigens am glücklichsten. (red)

Seiten 13 und 21
Kommentar Seite 48

HEUTE

Kopf des Tages

Der Strudel, ganz unzweifelhaft als „Wiener Gebäck“ definiert, ist mit seiner Geschichte ein Zeugnis kultureller Vielfalt. Seite 48

Syrien: Türkischer US-Plan

Ein heikles türkisch-amerikanisches Beziehungsspiel mündet bei Syrien in Einigkeit: Assad müsse entmachtet werden. Seiten 9, 48

Dem Vergessen entreißen

Regisseur Martin Kušej über sein Festwochen-Stück zum Ersten Weltkrieg und gesamteuropäische Orientierung. Interview Seite 37

Zitat des Tages

„Lederhosennarren wie ich kaufen alte Lederhosen zum Preis eines gebrauchten Kleinwagens.“
Miguel Herz-Kestranek, Schauspieler Seite 12

STANDARDS

Sport 22, 23
Veranstaltungen, Kino . . . 40, 41
TV, Switchlist 43–45
Kunstmarkt, Reise, Rätsel A 5 – A 8
Sudoku K 16
Wetter 11

Westen:

8 bis 23°

Süden:

9 bis 23°

Osten:

13 bis 24°

Nachrichten in Echtzeit auf
derStandard.at



Vorurteilsbeladen

Wie ist das möglich? Wie können Sicherheitsbehörden, Polizei, Verfassungsschutz über acht Jahre lang einer Bande von neonazistischen Mördern nicht auf die Spur kommen? Leute, die zehn Morde an türkisch, griechischstämmigen Opfern und einer Polizistin mit derselben Pistole verüben?

Der Untersuchungsausschuss des Deutschen Bundestages zu den Morden des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU) ist – einstimmig – zu dem Urteil gekommen, dass ein „Totalversagen“ der Sicherheitsbehörden vorliegt. Wie das? Natürlich gibt es bürokratische Indolenz, Zersplitterung der verschiedenen Landesbehörden, die sozusagen normalen Reibungsflächen eines (jeden) Apparats.

RAU

Aber der Vorsitzende des Ausschusses hat die wahre Ursache schonungslos angesprochen: In deutschen Sicherheitsbehörden herrschen offenbar Borniertheit und Vorurteil, wenn es um rechtsradikale Straftaten aus rassistischen Motiven geht. Es sei „nicht ergebnisoffen“, sondern „ressentimentbehaftet und vorurteilsbeladen“ ermittelt worden.

Jahrelang hätte man die Opfer, biedere Gemüsehändler und Handwerker, mit einer türkischen „Mafia“ in Verbindung gebracht und alle Hinweise auf Neonazi-Aktivitäten ignoriert. Die Opfer wurden zu Tätern erklärt, Rufmord nach dem Mord. Wer die Mentalität vieler Sicherheitsbeamten kennt, den wird das nicht wundern. Nicht nur in Deutschland.

Gabmann klagt Boni ein

Ex-Flughafenmanager will 326.264 Euro

Wien – Ernest Gabmann, von 2009 bis Ende 2011 im Vorstand der Flughafen Wien AG, hat nach STANDARD-Informationen eine weitere Klage gegen seinen Ex-Arbeitgeber eingebracht. Er fordert jene Boni ein, die ihm seiner Ansicht nach für die Jahre 2009 bis 2011 zustehen. Es geht um 326.263,75 Euro. Damit ist die Summe, die der vormalige niederösterreichische Vize-Landeshauptmann vom Airport fordert, auf mehr als eine Million Euro gestiegen. Zuvor hat er bereits 743.000 Euro Gagenentgang wegen der Verkürzung seines Vorstandsvertrags eingeklagt. Die Flughafen AG bestreitet Gabmanns Anspruch auf Boni: Ziele seien nicht erreicht worden. (red)

Seite 28

Direktüberwachung im Zug

Polizei erhält Zugriff auf ÖBB-Daten

Wien – ÖBB und Polizei planen ein Update zur Videoüberwachung. Um Daten zur Aufklärung von Straftaten schneller übermitteln zu können, ermöglicht die ÖBB den Sicherheitsbehörden direkten Zugriff auf den Server, auf dem Daten der Überwachung von Zügen und Bahnhöfen gespeichert werden. Die Genehmigung wird nicht pauschaliert, wie bisher muss eine Anordnung der Staatsanwaltschaft vorliegen, für jeden einzelnen Fall wird ein Passwort vergeben. Die Wiener Linien hingegen gewähren der Polizei keinen direkten Zugriff. Pro Jahr kopiert das Öffi-Unternehmen 2000 Überwachungsdaten auf DVDs und übergibt sie der Polizei. (red)

Seite 21

HÄT SCHI

Wer niest, übersieht.
Der Kombifilter mit Pollenschutz
in der neuen E-Klasse.

 Mercedes-Benz

Die Metamorphosen der Kultur(en)

„Kulturelle Vielfalt“ hat einen eigenen Feiertag: am 21. Mai. Welche Kultur und wie viel Vielfalt ist da gemeint? Erkundungen im Spannungsfeld von Identität und Differenz, Selbstbehauptung und Überforderung der Zivilgesellschaft.

Lisa Nimmervoll

L eberkäsemmeln und Sushi, sri-lankisches Curry und Bio-gemüse vom lokalen Bauern zu Mittag im Büro? Brasilianische Papayas oder der Lavantaler Bananenapfel, der die Reise über den Ozean schon in den 1880ern aus Massachusetts (USA) antrat? Der „Anteil mit Migrationshintergrund“ in Schulen und im Wohnviertel? Die internationale Kollegenschaft am Arbeitsplatz? Wenn bei *Romeo und Julia* im Burgtheater die Liebe unterm Balkon multilingual beschworen wird und die Schüler auf der Galerie wissend kichern? Ljubov! Habibi! Die Mühlviertler Theatergruppe, die Felix Mitterers *Kein Platz für Idioten* auf-führt? Prunkobjekte in Museen? Die geerbte Festtagstracht? Oder Omas Rezepte in Kurrentschrift?

Was ist „kulturelle Vielfalt“? Welche Kultur und wie viel Vielfalt wird gefeiert, wenn am 21. Mai der von der Unesco, der Kulturorgani-sation der Vereinten Nationen, proklamierte „Welttag der kultu-rellen Vielfalt für Dialog und Ent-wicklung“ begangen wird?

Wer „Kultur“ zu fassen kriegen will, begibt sich in unwegsames Gelände. Der Begriff ist im Prinzip ein Prozess, permanenter Bedeu-tungswandel. Dem britischen Li-teraturtheoretiker Terry Eagleton zufolge ist er heute „entmutigend weit und quälend eng“.

Die Unesco beantwortete die Frage für sich in der „Allgemeinen Erklärung zur kulturellen Viel-falt“ (*siehe Wissen*) als „Gesamt-heit der unwechselbaren geis-tigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Eigenschaften, die eine Gesellschaft oder soziale Gruppe kennzeichnen, und dass sie über Kunst und Literatur hi-naus auch Lebensformen, Formen des Zusammenlebens, Wertesys-teme, Traditionen und Überzeu-gungen umfasst“.

Das Unesco-Kulturprogramm beinhaltet vier Schwerpunkte:

■ **Schutz und Förderung der kulturel-len Vielfalt** steht schon in Artikel 1 der Unesco-Verfassung von 1945.

■ **Erhaltung des materiellen Welt-erbes** in Natur und Kultur.

■ **Schutz des immateriellen Kultur-erbes** Es wird als „fundamentaler Bestandteil des kulturellen Erbes“ verstanden und umfasst auch Er-innerungsdokumente im „Memo-ry of the World“ wie z. B. die his-torische Kartensammlung „Atlas Blaeu“ der Österreichischen Na-tionalbibliothek (*siehe Foto unten*).

■ **Förderung des interkulturellen Dia-logs** Dieser sei angesichts „intra- und interreligiöser Konflikte“ ein „Schlüsselaspekt für Frieden“.

Der Dichter T. S. Eliot (1888–1965) definierte Kultur als „a whole way of life“ – der Einzel-nen und des Kollektivs. Kultur als Lebensstil, gemeinsame Lebens-weise. Mit allem Drum und Drin und Dran. Oder, wie der Literaturnobelpreis-träger meinte: Kul-tur ist „das, was das Leben lebenswert macht“, von Essen und Sport bis Bil-dung und Kunst. Das Leben im Plural. Darum ist für den

Kulturwissenschaftler Wolfgang Müller-Funk das Wortpaar „kultu-relle Vielfalt“ auch „doppelt ge-moppelt“, denn wie anders als vielfältig kann Kultur, jede Kultur denn sein? „Kultur ist immer Viel-falt. Sie trägt das Heterogene schon immer in sich – und die Gegenbewegung dazu.“

Diese Gegenbewegung ist das, was auf der Rückseite allzu simpl-er Multikulturalismus-Projektio-nen lauert, wenn sie sich auf den harmlos-bunten Verschönerungs-aspekt beschränken. „Wer über kulturelle Vielfalt spricht, muss auch über kulturelle Differenzen reden“, rät Wolfgang Müller-Funk im STANDARD-Gespräch: „Es gibt einen romantischen Diskurs über kulturelle Vielfalt. Aber natürlich kann sie auch Probleme schaffen. Die Koppelung von kultureller Vielfalt und sozialen Differenzen kann mobilisiert werden, um ge-sellschaftliche Auseinandersetz-ungen zu führen.“ Denn „das Kulturelle“ kann ein Ort der indi-viduellen Freiheit sein, aber auch ein potenziell gefährliches Instru-ment der Ab- und Ausgrenzung, die im Namen von Identitätspoli-



Der Wiener Chic ist untrennbar mit dem „Wiener Mädel“ verbunden. In dieser Kreation lässt es Designerin Susanne Bisovsky wieder aufleben: samt Samt-bändchen um den Hals und einem Porzellan-blättchenshirt von Augarten Porzellan. Bemalt ist es mit der „Wiener Rose“.

Foto: Atelier Olschinsky

itik das unverstandene Andere ver-hindern, schlimmstenfalls zerstö-ren will. Siehe Nationalstaaten-konflikte in der österreichisch-ungarischen Monarchie oder heu-tige Konfliktzonen multiethni-scher und -konfes-sioneller Gesell-schaften, wo es um politische Aus-handlungsprozesse geht, wie man mit Differenzen und Heterogenität um-gehen will und soll.

Oft sind Gesell-schaften in der Ge-schichte daran furchtbar geschei-tert, und es kam zur Zerstörung von kultureller Viel-falt, etwa im Faschismus oder durch Nationalismus.

Vor diesem Hintergrund sei es interessant, „dass kulturelle Viel-falt heute so positiv konnotiert ist“, sagt Müller-Funk: „Sie wurde immer gelobt, wenn sie nicht mehr da war. Man findet sie erst schön, wenn sie weg ist.“

Um diese historischen Verluste wissend, plädiert er für ein „Lob der Vielfalt als Eigenschaft unse-rer Programmatik einer Zivilge-sellschaft, aber nicht als Lob einer Vielfalt, die die Zivilgesellschaft unterwandert oder die gefährliche Kippbewegung des Andersseins, die irgendwann zur Exklusion führt, unterschätzt. Es gilt, eine Spannung der Mitte zu erreichen.

Aber wenn eine Gesellschaft mit kultureller Vielfalt als Herausfor-derung und Zugewinn umgehen kann – pragmatisch und nicht rührselig –, dann ist das auch ein Gewinn für die Zivilgesellschaft.“

„Kultureller Pluralismus ist die politische Antwort auf kulturelle Vielfalt. Unesco-Erklärung

„politische Antwort auf die Real-i-tät kultureller Vielfalt.“

Es sind also die Metamorphosen der Kultur/en, die nervigen und staunen machenden, die anstren-genden und bereichernden, die all-täglichen und die besonderen, die gefährlich-eskapistischen und die zugewandt-neugierigen, die das Wesen „kultureller Vielfalt“ aus-machen. Manchmal ist sie ein Nebeneinander, oft ein Gegenei-nander, dann wieder ein Ineinan-der – oder, wie auf den Fotos der Künstlerin Susanne Bisovsky in dieser Schwerpunktausgabe, ein inspirierendes und irritierendes Durch- und Übereinander, das neue Interpretations- und Mög-lichkeitsräume jenseits des Eindeu-tigen eröffnet.

WISSEN Schützen und fördern

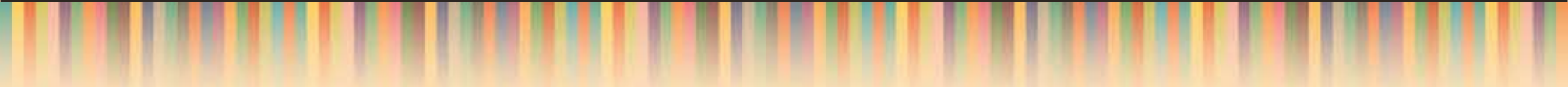
Die Unesco (United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization) mit derzeit 195 Mitgliedsstaaten verabschiedete 2001 die „All-gemeine Erklärung zur kultu-rellen Vielfalt“ – und rief den „Welttag für kulturelle Ent-wicklung“ am 21. Mai aus. Im Jahr 2005 folgte das „Unesco-Übereinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Aus-drucksformen“, das 2007 als erstes völkerrechtlich bin-dendes Instrument seiner Art in Kraft trat. Österreich hat es 2006 ratifiziert.

Dessen Kernstück ist das „Recht jedes Staats, regulato-rische und finanzielle Maß-nahmen zu ergreifen, die da-rauf abzielen, förderliche Rahmenbedingungen für eine Vielfalt kultureller Akti-vitäten, Waren und Dienst-leistungen zu schaffen“.

In der Österreichischen Unesco-Kommission unter Präsidentin Eva Nowotny kümmert sich u. a. die Natio-nale Kontaktstelle um „kultu-relle Vielfalt“. (nim)



Zum kulturellen Gedächtnis der Welt gehört auch der Atlas Blaeu – Van der Hem (1662–1678) in der Nationalbibliothek, ein barocker 50-Band-Atlas des Amsterdammers Laurens van der Hem. Foto: ÖNB



„Vielfalt ist ein ethischer Imperativ“

Francesco Bandarin, Unesco-Direktor für Kultur, über Kultur als Vehikel der Solidarität, Religion und Identität sowie das Bemühen, der Globalisierung ein „humanistisches und demokratisches Gesicht“ zu geben. Mit ihm sprach **Stefan Brändle** in Paris.

STANDARD: Warum hat die Unesco, die Uno-Organisation für Bildung, Wissenschaft und Kultur, einen Tag der kulturellen Vielfalt ausgerufen, der am 21. Mai begangen wird?

Bandarin: Jeder internationale Tag bietet einen Rahmen, das heißt eine Gelegenheit, um an ein Anliegen im internationalen Interesse zu erinnern oder es voranzubringen. Die kulturelle Vielfalt für Dialog und Entwicklung, von der Uno-Generalversammlung beschlossen, ist für die Unesco ein ethischer Imperativ. Sie wird deshalb in der universellen Deklaration der Organisation zum „gemeinsamen Welterbe“ gezählt.



tionen müssen mit „interkulturellen Kompetenzen“, das heißt über die Grenzen der einzelnen Kulturen hinweg, ausgestattet werden. So lernen sie, zusammenzuleben und die Vielfalt der Gesellschaften in all ihren Ausprägungen zu bewahren. Aus diesem Grund bemüht sich die Unesco zum Beispiel im kriegsversehrten Südosteuropa, den gegenseitigen Respekt, die Wertschätzung des Kulturerbes sowie die Traditionen der verschiedenen Gemeinschaften zu stärken.

STANDARD: Welche Auswirkungen hat die Globalisierung auf kulturelle Vielfalt? Ist sie eine Chance oder vielleicht auch Bedrohung?

Bandarin: Dank der neuen Technologien und einer verstärkten Urbanisierung eröffnet die Globalisierung neue Möglichkeiten für den kulturellen Austausch. Die Kulturen können zusammenfinden wie nie zuvor, und das kann eine Quelle der Bereicherung sein – aber es kann auch zur Vereinheitlichung und zu Missverständnissen, damit zu politischer und sozialer Instabilität führen. Deshalb legt die Unesco so viel Wert auf die Vermittlung der kulturellen Vielfalt. Ich bin überzeugt, dass unser Einsatz mithelfen kann, der Globalisierung ein humanistisches und demokratisches Gesicht zu geben.

STANDARD: Und wie können die einzelnen Künstlerinnen und Künstler zu diesem globalen Dialog einen Beitrag leisten?

Bandarin: Kunst ist an sich schon eine universelle, grenzüberschreitende Sprache, allen Schriftstellern, Musikern, Tänzern oder anderen Kreateuren eigen. Um zur Vielfalt unserer Welt beitragen zu können, müssen die Künstlerinnen und Künstler aber auch in der Lage sein, ihren Beruf frei auszuüben. Sie müssen sich engagieren können, und zwar nicht zuletzt für den Dialog der Kulturen. Alle sind eingeladen, am Welttag nach ihren Möglichkeiten, Ressourcen und Prioritäten mitzumachen.

FRANCESCO BANDARIN (63) ist seit 2010 Beigeordneter Generaldirektor für Kultur in der Unesco in Paris. Der in Venedig geborene Italiener ist ausgebildeter Architekt und amtierte in der Lagunenstadt als Professor für Architektur und urbane Planung. Ab dem Jahr 2000 war Bandarin Direktor des Weltkulturerbezentrums der Unesco. Dabei setzte er sich für öffentlich-private Partnerschaften zur Erhaltung bedrohter Kulturstätten in aller Welt ein.



Francesco Bandarin will „Dialog über Unterschiede hinweg fördern“. Foto: Unesco World Heritage Centre

STANDARD: Und was soll dieser Tag bewirken?

Bandarin: Der ihr gewidmete Tag soll uns veranlassen, vertieft über die Bedeutung dieser Vielfalt nachzudenken. Wir müssen lernen, besser miteinander zu leben. Die Welt ist derzeit voller Spannungen, Konflikte und Verständigungsprobleme. Deshalb ist es bitter nötig, den Dialog über die Unterschiede hinweg zu fördern. Im Mittelpunkt dieses Tages steht letztlich die Solidarität, mit der Kultur als Vehikel.

STANDARD: Das sind schöne Worte, doch welche konkrete Wirkung kann ein solcher Tag auf die weltweite Entwicklung haben?

Bandarin: Die gleiche, für die sich die Unesco seit Jahren einsetzt: Ein solcher Tag kann die Bedeutung der Kultur für die Entwicklung und eine Globalisierung im guten Sinn unterstreichen. Dieser Tag kann ein Bewusstsein schaffen, damit Politiker und Sozialakteure nach dem Prinzip der Vielfalt handeln, damit Regierungen die Kultur in ihre Entwicklungspolitik einbeziehen.

STANDARD: Tragen die verschiedenen Religionen – oder die Religion als solches – zur kulturellen Vielfalt bei?

Bandarin: Die zahllosen Weltreligionen und spirituellen Traditionen bereichern eindeutig die kulturelle Vielfalt unserer Welt. Multikonfessionelle Gesellschaften bringen viele Vorteile mit sich. Aber sie können auch, wie vielerorts zu sehen ist, Misstrauen schaffen und zum Rückzug auf die eigene Identität führen.

STANDARD: Und was kann die Politik gegen solche Entwicklungen machen?

Bandarin: Unerlässlich ist vor allem der Einsatz der religiösen Führer für Frieden, Versöhnung und Vermittlung. Jüngere Genera-

Auch der Kultursender **Ö1** wird sich dem Tag der kulturellen Vielfalt widmen, u. a. im **Kulturjournal** (17.09 Uhr):
21. 5.: Künstlerische Freiheit und Selbstbestimmung als Menschenrecht
22. 5.: Reisefreiheit und Reisebeschränkungen für Künstler/-innen
23. 5.: Was macht aus Kunst- und Kulturgütern mehr als eine käufliche Ware?

cartier.at +49 89 55984-221

CALIBRE DE CARTIER
CHRONOGRAPH 1904-CH MC

DAS NEUE CHRONOGRAPHEN-UHRWERK MIT AUTOMATISCHEM AUFZUG 1904-CH MC WURDE IN GRÖSSTER UHRMACHER TRADITION VON DEN UHRMACHERN DER CARTIER MANUFAKTUR KREIERT, ENTWICKELT UND GEBAUT. UM PERFEKTE PRÄZISION ZU ERREICHEN, WURDE DAS UHRWERK MIT VIRTUOSER TECHNIK AUSGESTATTET: EIN SCHALTRAD, UM ALLE FUNKTIONEN DES CHRONOGRAPHEN ZU KOORDINIEREN, EIN VERTIKALER KUPPLUNGSTRIEB, UM DIE AKKURATESSE DES STARTENS UND STOPPENS DER TIMER FUNKTION ZU VERBESSERN, EINE LINEARE RESET FUNKTION UND EIN DOPPELTES FEDERHAUS, UM EIN UNVERGLEICHLICHES ABLESEN DER ZEIT ZU GEWÄHRLEISTEN.

42MM GEHÄUSE AUS STAHL, MECHANISCHES MANUFAKTUR-CHRONOGRAPHENUHRWERK, AUTOMATIK-AUFZUG, KALIBER 1904-CH MC (35 STEINE, 28.800 HALBSCHWINGUNGEN PRO STUNDE, CA. 48 STUNDEN GANGRESERVE), KALENDERÖFFNUNG BEI 6 UHR, ACHTECKIGE KRONE AUS STAHL, SILBER OPALIERTES ZIFFERBLATT, PROFILRILLEN MIT SILBER FINISH, ARMBAND AUS STAHL.



Solche Stiefel kauft man normalerweise in Fetischshops – nicht Susanne Bisovsky: Sie hat sie von Partner Joseph Gerger, einem ausgebildeten Schuhmacher, maßanfertigen lassen. Das Vorbild: Stiefel aus dem schwedischen Königshaus um 1930.

Foto:
Atelier Olschinsky



Mit einem riesigen Korb setzten sich die südoststeirischen Flechter in Gniebing bei Feldbach ein lebendiges Denkmal.

Foto: Kirchengast



Das Hundstoa-rangeln am Hundstein im Salzburger Pinzgau ist vermutlich die älteste im Alpenraum ausgetragene Sportart.

Foto: APA/Gindl



Slowenische Flur- und Hofnamen gehören zum immateriellen Erbe Österreichs: hier „Ladina“ in Na Vesavi / Neusaß.

Foto: Vinko Wieser

Was die Korbflechter den Vogelfängern voraushaben

Vogelfang im Salzkammergut und Korbflechten im Steirischen Vulkanland: Beides zählt laut Unesco-Liste zum immateriellen Kulturerbe Österreichs. In der symbolischen wie in der praktischen Bedeutung liegen allerdings große Unterschiede.

Josef Kirchengast

Kornberg/Wien – Von „Erzählen im Montafon“ bis „Schmieden in Ybbsitz“ reicht die Liste des immateriellen Kulturerbes in Österreich, die derzeit 62 Einträge umfasst (siehe Fotos). Die Dreistufenlandwirtschaft im Bregenzerwald findet sich da ebenso wie das Heilwissen der Pinzgauerinnen, das Maultrommelspiel oder Roman, die Sprache der Burgenland-Roma. Aber auch der Vogelfang im Salzkammergut, gegen den manche Tiereschützer Sturm laufen. Als „Mittel zur Förderung von Annäherung und Verständnis zwischen den Menschen“ scheint er damit nur bedingt geeignet.

Das war freilich nur eines der Motive des Unesco-Übereinkommens zur Erhaltung des Immateriellen Kulturerbes. Es wurde 2003 von der Generalversammlung der UN-Kulturorganisation beschlossen und 2009 von Österreich ratifiziert. Dabei geht es vor allem um die Erhaltung der kulturellen Vielfalt unter dem Konformitätsdruck der Globalisierung, um nachhaltige Entwicklung, um

die „Seele“ des materiellen Kultur- und Naturerbes. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, aber auch nicht gut von einem globalen kulturellen Einheitsbrei.

Erst vor kurzem wurde die Korbflechtkunst im südoststeirischen Vulkanland in die Liste aufgenommen. Diese uralte Handwerkstechnik war schon fast vergessen, als sie Ende der 1990er-Jahre durch einige ältere Korbflechter wiederbelebt wurde. Inzwischen machen auch immer mehr junge Leute mit, aus den wöchentlichen Flechterrunden haben sich weitere gesellschaftliche Aktivitäten entwickelt.

Korbflechten steht geradezu paradigmatisch für das, wozu immaterielles Kulturerbe genutzt werden kann: Aus nachwachsendem regionalem Rohstoff machen Menschen mit besonderen Fähigkeiten maßgeschneiderte Produkte. Und genau darum geht es bei einem Projekt, in dem ebenfalls das Steirische Vulkanland eine Schlüsselrolle spielt: Mit seiner Erfolgsgeschichte in nachhaltiger Regionalentwicklung ist es führender Partner eines von der EU

kofinanzierten Unternehmens: Cultural Capital Counts (CCC) vernetzt seit Mai 2011 zehn Regionen aus sechs Ländern (Österreich, Deutschland, Italien, Slowenien, Ungarn, Polen). Im Sichten und Sammeln des jeweiligen immateriellen Kulturerbes und im Erfahrungsaustausch wird nach Wegen gesucht, dieses Erbe für die Regionalwirtschaft zu nutzen.

Die Erkenntnisse sollen in eine Art Handbuch für nachhaltige Regionalentwicklung einfließen. Im Haus der Regionen in Kornberg zieht Projektleiter Michael Fend für seine Region eine Zwischenbilanz. Eine der größten Überraschungen für ihn sei das viele, auch praktizierte Wissen der Menschen über Selbstversorgung. Daraus könne man viel für regionale Versorgung lernen, denn: „Je mehr wir uns von der globalisierten Lebensmittelproduktion abkoppeln, desto besser sind wir für die Zukunft aufgestellt.“

Schon 2008 zeigte eine Umfrage im Vulkanland, dass nachhaltige Regionalentwicklung die Landflucht bremsen, wenn nicht stoppen kann. 32 Prozent aller zwölf- bis 18-jährigen Jugendlichen schickten den Fragebogen zurück. Von ihnen wollen 92 Prozent die Region nicht oder nur vorübergehend verlassen. Für Fend auch ein Beweis für die Zukunftsfähigkeit des immateriellen Kulturerbes – „wenn man das Feuer schürt und nicht die Asche konserviert“.

www.immaterielleskultur
erbe.unesco.at
www.culturalcapitalcounts.eu
www.vulkanland.at



Die Spanische Hofreitschule fällt in die Kategorie der „mündlich überlieferten Traditionen und Ausdrucksformen“.

Foto: APA/Stuecklin



„Wissen und Praktiken in Bezug auf Natur und Universum“: der nicht unumstrittene Vogelfang im Salzkammergut.

Foto: APA/Killmeyer



Die Herstellungsmethode der Bodenseer Radhaube in Laméspitze wurde 200 Jahre geheim gehalten.

Foto: Trachtengruppe Feldkirch

Die langsamere Schwester der Mode

So etwas wie eine Originaltracht gibt es nicht: Davon ist Susanne Bisovsky überzeugt. Die österreichische Designerin betreibt mit Trachtenelementen ein gefinkeltes Spiel. Diese Schwerpunktausgabe ist mit Filmstills aus einem Bisovsky-Kurzfilm bebildert.

Stephan Hilpold

Wien – Der Weg zu Susanne Bisovsky führt über die Beletage einer ehemaligen Seidenfabrik am Wiener Brillantengrund. Manch einer würde in dem Haus einfach nur einen Gründerzeitbau sehen, wie es im siebenten Wiener Gemeindebezirk viele gibt. Nicht so Bisovsky: Bevor sie vor rund zwei Jahren hier ihren „Salon“ eröffnete, erforschte sie die Geschichte ihrer neuen Bleibe – und befand, dass sie zu ihr passe.

Seit rund 15 Jahren geht Bisovsky ihren eigenen, höchst eigenwilligen Weg. Bei ihr ist alles auf Beständigkeit angelegt. Sie pfeift auf die zwei Kollektionen im Jahr, die den Rhythmus der internationalen Mode diktieren. Die Designerin arbeitet an einer „everlasting“, einer „ewigen“ Kollektion. Die Suche nach dem ständig Neuem? Ist Bisovsky nicht so wichtig. Sie arbeitet mit und aus dem Fundus des Vergangenen.

Bereits während ihres Studiums an der Wiener Universität für angewandte Kunst ist sie auf die Tracht gekommen. „Auf der Uni rümpfte man darüber die Nase. Das hat sich erst geändert, als Helmut Lang die Modeklasse übernahm.“ Mit Österreichs Vorzeige-Designer verbindet Bisovsky eine lange Arbeitsbeziehung. Während bei Lang aber die Inspirationsquelle Tracht kaum mehr zu sehen war, verwischt Bisovsky die eigenen Wurzeln nicht.

„Es gibt für mich einige Basisteile, auf die meine Arbeit aufbaut. Diese werden variiert, uminterpretiert, ergänzt.“ Die meisten dieser Kleidungsstücke sind historische Trachten, die Bisovsky auf ihren (seltenen) Reisen in die Finger geraten. Ein Flinslerl im Aussererland, das ihr die Besitzerin aber nicht abtreten wollte und sie des-

halb in veränderter Form nachfertigen ließ. Eine Goldhaube aus Oberösterreich, ein Bollenhut aus dem Schwarzwald. Wobei das ursprüngliche Kleidungsstück für Bisovsky immer nur ein Ausgangspunkt ist. „So etwas wie eine Originaltracht gibt es nicht“, ist die 1968 in Linz geborene Designerin überzeugt. Eine bestimmte Tracht ist meistens nichts anderes als eine zufällige Festlegung. Oft geschah das aus ideologischen, mitunter aus politischen Gründen. „Die Frage, die ich mir stelle, ist, wie die Mode von damals in unser heutiges Zeitgeschehen passen kann.“

Traditionalisten treibt Bisovsky mit ihren Kreationen regelmäßig zur Weißglut. Und das, obwohl sich Bisovsky und ihr Partner Josef Gerger (er ist so etwas wie Bisovskys rechte Hand) wie kaum jemand sonst mit der Historie der verschiedenen Kleidungsstücke auseinandersetzen – aus Respekt vor ihnen, aber auch um zu verstehen, welche Entwicklungen sie über Jahrzehnte hinweg genommen haben. „Die Tracht ist die langsamere Schwester der Mode“, ist die Designerin überzeugt. Auch sie ist Entwicklungen und Beeinflussungen unterworfen.

Der Kurzfilm *Dreimäderlhaus*, der aus Anlass der Verleihung des diesjährigen Tobi-Reiser-Preises entstand und dessen Stills diese Schwerpunktausgabe durchziehen, symbolisiert diese Einsicht: Drei Models auf Drehbühnen, deren Kleidung (teilweise mehrfach) überblendet wird. Die Grenzen der Kleidungsstücke verschwimmen, unklar ist, was zu was gehört. „Ich vergleiche die Tracht gerne mit einem alten Küchenboden: Da ist zuerst ein Linoleumboden, über den man einen Teppich legt und schließlich ein paar Dielenbretter.“ Bisovsky legt die



Susanne Bisovsky mit offenem Haar und einem Koffer in der Hand: So sieht man die eigenwillige Wiener Designerin selten. Meist trägt sie Kopftuch, und unterwegs ist sie höchstens mit dem Finger auf der Landkarte.

Foto: Katsey

Schichten frei, aber legt dann noch einmal eine Schicht darüber. Das macht sie durchaus mit einer Portion Humor: Bei aller Ernsthaftigkeit, der ihren Umgang mit Trachten auszeichnet, ist auch immer ein Augenzwinkern mit dabei. Ein Unterleiberl und einen Slip fertigte sie aus hauchdünnen Porzellanblättchen, das

Muster eines Trachtenkleids stammt von einem Serviertablett mit russischer Lackmalerei. Womit sie allerdings weniger gut umgehen kann, ist der Brachialhumor, der viele Dirndlkreationen ihrer Designer-Kolleginnen auszeichnet: „Es macht mich fertig, dass ein Dirndl heute immer so lustig sein muss. Ein

Dirndl, da bin ich sexy, da hab ich Ausschnitt, da bin ich gut drauf.“ Auf dem Oktoberfest wird man die Kreationen dieser Designerin jedenfalls selten finden. Aber darüber, sagt Susanne Bisovsky, will sie sich nicht beklagen.

➤ Susanne Bisovskys Kurzfilm „Dreimäderlhaus“ auf derStandard.at/Lifestyle

Schwimmen Sie auf einer Wellenlänge mit Australien

Fliegen Sie jetzt mit Emirates über Dubai nach Australien.

Entdecken Sie das andere Ende der Welt. Emirates fliegt Sie zum Aktionspreis täglich von Wien nach Australien. Buchbar bis 31.05., Reiseantritt bis 26.06.

Adelaide	ab € 1.310,-
Brisbane	ab € 1.325,-
Melbourne	ab € 1.305,-
Perth	ab € 1.305,-
Sydney	ab € 1.320,-

emirates.at

Die Tarife gelten für Hin- und Rückflug ab Wien, unterliegen bestimmten Anwendungsbestimmungen und verstehen sich inklusive aller Taxen und Treibstoffzuschläge. Mehr Informationen in Ihrem Reisebüro oder bei Emirates unter emirates.at oder Tel: 01/206091999.

Hello Tomorrow

KULTURELLE
VIelfalt



KULTURELLE
VIelfALT

Woher unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen stammen

Zahl der in Österreich lebenden Menschen mit anderer Herkunft [2010]

Unter den Personen mit Migrationshintergrund stammte Anfang 2010 ein Drittel (487.000 Personen) aus anderen EU-Staaten oder einem Mitgliedstaat des Europäischen Wirtschaftsraumes (EWR: EU-Staaten plus Liechtenstein, Island und Norwegen) oder der Schweiz. Zwei Drittel (981.000 Personen) der Personen mit Migrationshintergrund kamen aus Drittstaaten.

Land	Anzahl (in Tausenden)
Deutsch	99,4
Englisch	68,5
Französisch	12,9
Italienisch	9,3
Türkisch	4,3
Spanisch	4,2
Serbisch	3,4
Kroatisch	3,3
Russisch	2,7
Bosnisch	2,0
Ungarisch	1,3
Arabisch	1,2
Slowenisch	1,1
Tschechisch	1,0
Polnisch	0,9
Rumänisch	0,9
Griechisch	0,8
Niederländisch	0,6
Slowakisch	0,4
Portugiesisch	0,3
Schwedisch	0,3
Bulgarisch	0,2
Dänisch	0,2
Chinesisch	0,2
Finnisch	0,1
Norwegisch	0,1
sonstige	3,8

Ein Juppenrock (Bregenzervälder Frauentracht) hat 500 Falten.

Voralberger Käse wird in 7 Produktgruppen mit 61 Marken produziert.

Voralberg hat 27 Moscheen, 0 Minarette, 1 Islamischer, 1 Jüdischer Friedhof und 6 Breakdancer.

WIRTSCHAFTS- und SOZIALFAKTA

Ein Juppenrock (Bregenzerwälder Frauentracht) hat **500** Falten.

Vorarlberger Käse wird in **7** Produktgruppen mit **61** Marken produziert.

Vorarlberg hat **27** Moscheen und **0** Minarette.

1 Islamischer Friedhof und **1** jüdischer Friedhof.

6 Breakdance-Tanzschulen.

Bayern-Star mit Migrationswurzeln **David Olatunbo** ALABA, Österreichs Fußballer des Jahres aus den Jahren 2011 und 2012, ist derzeit Österreichs beliebtester Sportler.

Nur **11,8%** der Landesfläche Tirols sind besiedelbar.

336 Euro pro Kopf gibt der Bund in Tirol für Forschung und Entwicklung aus (Rang 2 in Österr. nach Wien mit 586,5 Euro).

How do you do?

In Österreich spricht man mehr als **130** Dialekte/Mundarten.

Tiroler Beschäftigtenrekord im 1. Quartal 2013: **318.233**

Größte Religionsgemeinschaften in Österreich

1500 Spieler aus 60 Nationen nehmen jährlich an der Salzburger Integrationsfußball-WM teil.

1780 aktive Schnalzer trafen beim jährlichen Rupertigau-Preisschnalzen aufeinander.

In Zell am See haben Personen aus 72 Nationen ihren Hauptwohnsitz angemeldet.

23 Afrikaner starteten im März bei der 1. Afrikanischen Rodemesterschaft in Rauris.

150 Brauchtums- und Heimatvereine in Salzburg.

Mit bis zu 6000 Stück hat der Hochschwab den größten Gamsbestand der Alpen.

In Graz werden über 150 von weltweit 6000 Sprachen gesprochen.

Dem Chorverband Österreichs gehören 2.102 Chöre mit 53.470 Sängern und Sängerinnen an.

106.200 Musiker & Musikerinnen der 2.172 Mitgliedsvereine des Österr. Musikverbandes hatten im Jahr 2011 75.200 Auftritte.

An 24 %, knapp einem Viertel aller Partnerschaften in Österreich, ist zumindest eine Person anderer Herkunft beteiligt.

In 164 deutsch-slowenischen Kärntner Orten stehen zweisprachige Ortstafeln.

Niederösterreich hat die meisten Blasmusiker (2011: 23.753), aber nicht die meisten Kapellen pro Gemeinde (0,85 im Schnitt). Da führt Salzburg mit 1,26 Kapellen pro Gemeinde.

Die Stadtbücherei Amstetten hatte im Jahr 2012 92.065 Ausleihen, bei einer Einwohnerzahl von 22.965.

„Hobby-Kunst-Advent“, Ausstellung auf Schloss Leiben, zählte im Jahr 2012 7.260 Besucher. Die Gemeinde Leiben hat 1.289 Einwohner.

Graz hat 60 katholische 5 evangelische Kirchen, 1 koptische 1 altkatholische Kirche sowie 1 Synagoge.

Die erste Moschee der Stadt wird gerade gebaut.

76 Migrantenvereine – u. a. für Sport, Frauen, Teekränzchen oder Betvereine – gibt es in Graz.

Trachten- und Heimatverbände verzeichneten rund 99.600 ordentliche und 15.600 weitere Mitglieder in 1.324 Vereinen und 533 Jugendgruppen.

Niederösterreichs Kulturbudget verdreifachte sich in den letzten zwei Jahrzehnten von 36 auf 116 Millionen Euro.

2011 gab NÖ 20,8 Mio. Euro für die darstellende Kunst, aber nur 550.000 Euro für Literatur aus.

30 % aller Unternehmer in Wien haben Migrationshintergrund.

Der Frauenanteil an Spitzenpositionen bei den österreichischen Unternehmen beträgt nur 10,3 %.

540.000 Einwohner Wiens sind im Ausland geboren.

Der Bundesverband für außerberufliches Theater zählt 1.476 Theatergruppen, darunter 1.061 Amateurtheatergruppen und 255 Schulspielgruppen.

130 Erwachsene und Jugendliche besuchen jährlich Schmiedekurse in Ybbsitz [NÖ].

In Wien nehmen 16.000 Kinder an den Pflichtschulen am muttersprachlichen Zusatzunterricht teil, der in 20 Sprachen angeboten wird.

In Wien gibt es 16 internationale Schulen und 24 Blasmusikvereine.

Das Pilgerkreuz Veitsch ist mit 40,7 Meter Höhe das größte Holzkreuz der Welt.

In 47 deutsch-kroatischen burgenländischen und in 4 deutsch-ungarischen burgenländischen Ortschaften gibt es zweisprachige Ortstafeln.

DER STANDARD

Aktivität	Dauer
Schlafen	08:20
Haupterwerbstätigkeit	02:51
Fernsehen	02:00
Körperpflege	00:48
Kochen, Essen zubereiten	00:32
Aufräumen, Reinigen	00:30
Ausgehen in Lokale, private Partys	00:26
Spazierengehen	00:20
Programm, Katalog, Anleitung lesen	00:19
künstlerische Hobbys	00:12
Wandern, Laufen	00:12
kulturelle Aktivitäten	00:12
Gesellschafts- Kinderspiele	00:08
restliche Aktivitäten	-

Legend: ■ katholisch ■ evangelisch ■ muslimisch ■ ohne Bekenntnis ■ andere, Rest auf 100 %

* Letzte Datenerhebungen bis 2011 bzw. 2009 | 2012 = Daten nur von der katholischen Kirche

Jahr	katholisch	evangelisch	muslimisch	ohne Bekenntnis	andere, Rest auf 100 %
1951	89,0	6,2	0,0	3,8	0,0
1961	89,0	6,2	0,0	3,8	0,0
1971	87,4	6,0	0,3	4,3	0,0
1981	84,3	5,6	0,0	6,0	0,0
1991	78,0	5,0	2,0	8,6	0,0
2001	73,6	4,7	0,0	12,0	0,0
2008	66,8	3,9	0,0	0,0	29,3
2009	66,0	3,9	0,0	4,2	25,9
2010	64,9	3,9	0,0	0,0	31,2
2011	64,1	3,9	0,0	0,0	32,0
2012*	63,2	0,0	0,0	0,0	36,8

Das moderne Babylon liegt im East End

Eine Einwanderungswelle nach der anderen, Verdrängungsprozesse inklusive, 300 Sprachen, 246 Käsesorten, wie de Gaulle meinte – und doch regierbar! London in nuce: Lagebericht aus der Brick Lane.

Jochen Wittmann aus London

Ecke Fournier Street und Brick Lane im East End von London: Wenn ein Gebäude die Geschichte dieses Viertels verkörpert, dann dieses. „Brick Lane Jamme Masjid“, die Große Moschee in der Brick Lane, kümmert sich um das spirituelle Wohl der größten Gemeinde von Bangladeschern in Großbritannien. Rund 3000 Gläubige kommen zum Freitagsgebet. Das Gebäude liegt im Zentrum von Curry-Land. Gegenüber liegt der Supermarkt Bangla City. Die Straßenschilder sind in Bengali. Jedes zweite Geschäft auf diesem Abschnitt der Brick Lane ist ein Restaurant, und jedes Restaurant bietet die südasiatische Küche von Bangladesch an. London erscheint nirgends exotischer als hier.

Die „Jamme Masjid“ hieß zuerst „La Neuve Église“. Als die Hugenotten im 17. und 18. Jahrhundert von Frankreich ins liberale Großbritannien flohen, siedelten sich im East End die Seidenweber an und etablierten 1743 ihre Kirche. Nach den Hugenotten übernahmen missionierende Evangelikale das Gebäude und lobten 50 Pfund für jeden Juden aus, der übertreten wollte. Man hatte keinen großen Erfolg. Ende des 19. Jahrhunderts wurde aus der Kirche eine „Machzike Hadath“, die Große Synagoge der litauischen Aschkenasim. Und als ab 1970 die Einwanderungswelle aus Bangladesch einsetzte, wurde erneut umbenannt, und so nennt sich die ehemalige Synagoge jetzt die Große Moschee – komplett mit Davidsstern über dem Eingang.

Es ist ein Muster, das nicht nur typisch für das East End ist, sondern für London schlechthin. Gegründet und aufgebaut von den Römern, hat die englische Kapitale eine Einwanderungswelle nach der anderen erlebt. „Wie kann man ein Land regieren“, klagte einmal der französische Staatspräsident Charles de Gaulle, „das 246 Sorten Käse hat?“ Doch was ist

London dagegen, wo über 300 verschiedene Sprachen gesprochen werden! Das moderne Babylon ist der größte Schmelztiegel Europas schon aus Tradition. London hat stets Neuankömmlinge assimiliert: Angeln, Sachsen, Normanen und in späteren Zeiten Hugenotten, Iren und Juden, dann Schwarze aus der Karibik und Immigranten vom indischen Subkontinent. Mit der Zeit werden aus allen Londoner.

Großbritannien versteht sich als Einwanderungsland und als eine Mischlingsnation, und so hatte das Argument von „Rassenreinheit“ im Königreich nie Gewicht. Das bedeutet aber nicht, dass in der Brick Lane ein Multikulti-Paradies ausgebrochen wäre. Verteilungskämpfe gab es hier schon immer. Verdrängungen gehören zum Bild. In den 30er-Jahren des letzten Jahrhunderts randalierten hier die Schwarzhemden des Faschisten Sir Oswald Mosley, achtzig Jahre später agitiert in Tower Hamlets die rechts-extreme British National Party.

Hilfe, die Hipster kommen!

Wer wird nach den Bangladeschern kommen? Die Zukunft der Brick Lane ist im nördlichen Abschnitt der Straße zu besichtigen.



„Hier ist das Zentrum der Hipsters“, meint Marc Zakian, ein offizieller Fremdenführer und East-End-Experte, „hier ist Londons coolester Stadtteil. Die Gentrifizierung ist voll im Gang.“ Statt durch bangladeschische Restaurants wird das Straßenbild durch Vintage-Modeläden geprägt. Und durch Street-Art. Einen Banksy gibt es hier zu finden, ein fünf Stockwerke großes Wandbild von Roa oder einen Ben Eine. Die Großen der Zunft.

Vor 25 Jahren, erinnert sich Zakian, wurde das Straßenbild hier von Secondhandläden und Geschäften für Billigklamotten geprägt. Die Häuser verfielen. Wer hier lebte, wollte wegziehen. Heute strömen Touristen ins Viertel, um die ständig wechselnde Street-Art zu bestaunen und ein wenig Jack-the-Ripper-Atmosphäre zu schnuppern. Die Ziegelbauten wurden aufwändig renoviert. Die Banker aus der City, die einen halben Kilometer westlich liegt, entdeckten den Charme des ehemaligen Elendsviertels und zogen ein. Heute können es sich nur noch die ganz Reichen oder diejenigen mit Anspruch auf Sozialwohnungen leisten, in der Brick Lane zu wohnen. Besser lässt sich London kaum auf den Punkt bringen.



Die Brick Lane – eine Straße im East End von London – war im Mittelalter das Zentrum für die Ziegelherstellung („bricks“). Foto: AP/Tan



Schwarze Strümpfe, weißes Leinenkleid, Schwindsucht: So ist der Wiener Wäscherinnenlook der vorletzten Jahrhundertwende in die Geschichte eingegangen. In dieser Kreation sieht Susanne Bisovsky durch eine ungarische Brille auf den Wiener Chic.

Foto: Atelier Olschinsky

„Vielfalt gehört zur DNA einer Stadt“

Wien-Tourismus-Chef Norbert Kettner über Wien-Klischees und die multikulturellen Seiten der Stadt. Er erklärte Petra Stuiber, warum es ohne Walzer nicht geht, er auf Gemütlichkeit aber gerne verzichten kann.



STANDARD: Wien hat sich in London kürzlich spektakulär mit einer Walzer tanzenden Akrobatengruppe präsentiert. Alles sehr modern, aber ohne Walzer geht es offenbar nicht. Wieso? Kettner: Wir sind der Schaufensterdekorateur der Stadt. Wir stellen in die Auslage, was das Publikum international mit Wien verbindet. Unsere Aufgabe ist es, das Publikum in den Laden reinzubringen, und drinnen ist dann eine Vielfalt an Dingen. Walzer, ja, das ist wichtig. Aber wir haben jetzt auch eine Kooperation mit der Art Basel, wo wir die zeitgenössischen Facetten Wiens beleuchten, die ohne Diversität nicht funktionieren würden.

STANDARD: Welche Wien-Stereotype lieben Touristen am meisten? Kettner: Imperiales Erbe, Kunst- und Kulturleben auf dem Niveau von Paris und London. Dann unser Savoir-vivre. Wien verbindet nordeuropäische Effizienz mit südeuropäischem Lebensstil. Es gibt in Europa keine andere Millionenstadt, nach der eine Küche benannt ist, keine, in der Wein angebaut wird. Und die Kaffeehauskultur noch dazu.

STANDARD: Warum wird Multikulturalität nicht offensiver beworben? Kettner: Wien-Tourismus tut das sehr wohl. Wenn es bei einer Präsentation etwa um „Wien um 1900“ geht, sage ich immer: Wien war die fünftgrößte Stadt der Welt, und nur 50 Prozent der Bevölkerung haben Deutsch geredet. Mittlerweile wird vorausgesetzt, dass Städte vielfältig und multikulturell sind. Das gehört zur DNA einer Stadt. Dass wir dauernd die Selbstviktimisierung bei diesem Thema betreiben und überall nur Probleme sehen, ist kontraproduktiv. Dann wird die Folklore gepflegt, wir seien kein Einwanderungsland – was nicht stimmt.

STANDARD: Veranlassen Sie auch „Multikulti-Touren“ durch Wien? Kettner: Wir nicht, aber viele Fremdenführer bieten das an. Es ist ein Nischenprogramm. Wenn man das erste Mal nach Wien kommt, schaut man natürlich die Highlights im ersten Bezirk und in Schönbrunn an. Mittlerweile stellen wir aber auch die „neighbourhoods“ in den Fokus, weil wir das praktische Problem haben, dass sich die Touristen in der City ballen. Und da steuern wir ein bisschen

gegen, indem wir Reisejournalisten etwa auch den siebten oder den zweiten Bezirk zeigen. Wir versuchen da bei der Sujetauswahl, ein wenig multikultureller zu sein. Es soll aber auch nicht aufgesetzt wirken.

STANDARD: Wie modern darf Wien in touristischer Vermarktung sein? Kettner: Je weiter entfernt, umso tiefer müssen wir in den Klischeetopf greifen. Aber das Klischee wird immer in einer zeitgemäßen Form präsentiert. Wir plädieren sehr für den entspannten Umgang mit Historie und Gegenwart.

STANDARD: Die Stadt veranstaltet Wienbälle quer über den Erdball. Funktioniert das immer noch? Kettner: Wiener Bälle und die Ballseason, damit kann jeder Mensch etwas anfangen. Es transportiert ein Bild von Eleganz und Märchen – mit dem Vorteil, dass man das in Wien wirklich erleben kann. Es ist also gelebtes und gelerntes Klischee.

STANDARD: Auf welches Wien-Klischee könnten Sie verzichten? Kettner: Ich finde diese Gemütlichkeit schwierig. Im Englischen gibt es nicht einmal eine korrekte Übersetzung. Dieses Gemütlich-Klischee hat den Subtext von Behäbigkeit. Die Stadt ist aber nicht behäbig. Da halte ich es mit Karl Kraus: „Gemütlich bin ich selber“. Ich will nicht in einer gemütlichen Stadt leben.

NORBERT KETTNER (45) leitet seit 2007 den Wien-Tourismus. Foto: Corn



Dirndl und Lederhose erlebten in den vergangenen Jahren einen regelrechten Boom. Volkskundlerin **Elsbeth Wallnöfer** und Schauspieler **Miguel Herz-Kestranek** im Gespräch mit **Stephan Hilpold** über die Geschichtsvergessenheit dieses Phänomens.



Er darf sich „Botschafter der Tracht“ nennen. Zum Gespräch erschien **Miguel Herz-Kestranek** nicht in der Krachlederhose. Volkskundlerin **Elsbeth Wallnöfer** trug einen Ausseer Janker.

Fotos: Heribert Corn

„Den Antifaschismus an der Tracht ausleben“

STANDARD: Frau Wallnöfer, Sie tragen heute Tracht, allerdings eine bunt zusammen gewürfelte ...

Wallnöfer: Das ist ein Ausseer-Janker aus den 1970er-Jahren, inklusive Rosshaareinlagen. Ich kombiniere ihn meistens mit Jeans und etwas von Susanne Bisovsky.

STANDARD: Im Ausseerland würde man über diese Kombination die Nase rümpfen, oder?

Wallnöfer: Die Traditionalisten, die Volkstanzvereine: ja! Aber das ist der Vorteil der Demokratisierung von Kultur: dass wir mit ihr spielen können.

STANDARD: Herr Kestranek, warum tragen Sie heute keine Tracht?

Herz-Kestranek: Ich trage zu Hause in Sankt Gilgen meine zwei Lederhosen, beide ca. 100 Jahre alt – Lederhossennarren wie ich kaufen die zum Preis eines gebrauchten Kleinwagens – dazu T-Shirt und Segelschuhe.

STANDARD: Ist es ein bewusster Akt, die Lederhose nicht mit herkömmlichen, traditionellen Kleidungsstücken zu kombinieren?

Herz-Kestranek: Ach, herkömmlich! Was wir so tragen, ist eh keine Tracht, das ist trachtig. Tracht – da wäre die Hose knöchellang, dazu ein weißes Leinenhemd, Federkielransen, schwarze Weste mit bestimmten Knöpfen, ein langer schwarzer Rock, weiße Socken, halbhohle Schnürschuhe und so weiter.

STANDARD: Darf eine spezielle Tracht nur tragen, wer aus einem bestimmten Landstrich kommt?

Herz-Kestranek: Tracht soll tragen, wer mag. Auch in der Stadt wurden früher Dirndl und Lederhose getragen. Der der Volkstümelei wohl unverdächtige Arik Brauer schreibt, er hat als Bub in Ottakring Lederhosen getragen, der Arbeiterdichter Theodor Kramer ist darin gewandert und so weiter.

STANDARD: Redet man über Tracht, denken viele an etwas Heimattü-

melndes und nicht an Arik Brauer. Warum?

Herz-Kestranek: Das hat mit historischem Unwissen österreichischer Gesinnungsparvenüs und Antifa-Monopolisten zu tun. Die leben halt ihren kleinen Antifaschismus an der Tracht aus. Die Geschichte der Tracht im 20. Jahrhundert ist in mehrfacher Hinsicht eine jüdische geprägte Geschichte. Eines der ersten Gesetze 1938 war das Trachtenverbot für Juden.

STANDARD: Ist das Kleidungsstück nicht in der Tat missbraucht worden?

Wallnöfer: Ich wehre mich dagegen, zu sagen, die Tracht wurde missbraucht. Die Nazis haben 1938 ganz bewusst die Tracht erneuert. Der frühere geschnürte, unkomfortable und figürlich wenig vorteilhafte Stil wurde überarbeitet. Das wurde dann als rassische Delimitation genutzt: Für die deutsche Frau wurde ein deutsches Dirndl entworfen! Das war kein Missbrauch, das war ein bewusster Akt! Und Trachtengeschäfte, die diese Vorlagen noch immer verkaufen, die schreiben das fort.

STANDARD: Federführend dabei war Gertraud Pesendorfer, die „Reichsbeauftragte für das Trachtenwesen“.

Wallnöfer: Ja, sie hat programmatisch die

Form von Dirndl verändert. Das wurde „erneuerte Tracht“ genannt. Trachtenvereine halten sich bis heute an diese Vorlagen. Eine tragische Tradierung.

STANDARD: War das Kleidungsstück nicht schon zuvor mit einer volkstümelnden Ideologie aufgeladen?

Wallnöfer: Die ersten Trachtenvereine in Tirol entstanden 1893. In dieser Zeit sind die deutschen Sprachinseln erstarkt, und es stellte sich die Frage, wie man das Deutschtum stärken konnte. Am besten, indem man sich auf Brauchtum konzentriert. So bekam die Tracht einen bewusst politischen Charakter.

Herz-Kestranek: Hitler hat ein gemachtes Bett vorgefunden! Schon 1914 stand im Salzburger Volksblatt, das Dirndlkostüm ist die schlimmste Variante der Kleidung jüdischer Sommergäste. Immer wieder haben Städter die Natur, das Landleben entdeckt. Vor der Jahrhundertwende ist man dann dem Kaiser nach Bad Ischl nachgereist – auch viele Juden. Als Attitude hat man sich dann so ähnlich angezogen wie die Bauern am Feld oder am Sonntag in der Kirche. Die Trachtenvereine wieder waren Auffanglager für die durch die Industrialisierung verlorenen Stände. Im Trachtenverein war man wieder wer!

STANDARD: Wenn es diese Kultur der Tracht auch gibt: Warum hat man in der Nachkriegszeit das Kleidungsstück den Konservativen überlassen?

Herz-Kestranek: Weil es auch mit Werthaltungen zu tun hat. Nachdem man die Geschichte in diesem Land nicht bearbeitet, sondern weggeschoben hat, waren sicherheitshalber Worte wie Heimat, Ehre oder Treue tabu. „Meine Ehre heißt Treue“ ist an sich ein guter Spruch. Aber der Schritt von volkstümlich zu volkstümelnd, von Heimat zu Blut und Boden ist ein kleiner, der Abstand zwischen Ehre und Treue und dem assoziierten SS-Wahlspruch nach wie vor hauchdünn. Wenn ich allerdings Lederhosen und Ehre und Treue und Heimat und das Dirndl ihrer Besudelung und ihrem Missbrauch nicht entreiße, dann gebe ich nachträglich denen recht, die besudelt haben, und denen, die es heute unter ähnlichen Vorzeichen wieder oder noch immer tun.

STANDARD: Der Dr.-Karl-Lueger-Ring wurde umbenannt. Aber Dirndl und Tracht trägt man so, als ob nichts gewesen wäre?

Herz-Kestranek: Auch braune Güterwagens gibt's, obwohl damit Millionen Juden ins Gas transportiert wurden. Ich trage Tracht, weil ich damit aufgewachsen bin, weil sie kleidet und weil ich heute wieder darf. Und nicht zuletzt, weil Eigenverantwortlichkeit eine Lebensauffassung sein kann.

Wallnöfer: Die Distanzierung kritischer, linker Menschen vom Dirndl nach 1945 hat mit dem Diktat der Tradition zu tun. Dieses Diktat funktioniert deswegen,

weil Trachtenvereine und Trachtenhändler darauf pochen, wann und wo und wie Tracht getragen werden darf. Dieses Diktat nimmt aufgeschlossenen und kreativen Menschen die Möglichkeit, mit der Tracht zu spielen. Im Übrigen wäre ich dafür gewesen, dass man auch den Dr.-Karl-Lueger-Ring beibehält, allerdings mit einer Zusatztafel. Abschaffen muss man Dinge wie den Tobi-Reiser-Preis.

Reiser war ein Nationalsozialist, durch den noch im Grab braunes Blut fließt.

Herz-Kestranek: Volkskultur an sich wird ja nach wie vor verraten. Zum Beispiel indem es im Leitmedium ORF Grandprix der Volksmusik anstatt der volkstümlichen Musik heißt. Das eine Großartige hat mit dem anderen musikalischen Schmarrn nichts zu tun.

Wallnöfer: Das sehe ich anders. Jemand wie Karl Moik ist ein Beispiel dafür, wie sich eine Gesellschaft Traditionen aneignet und sie verfremdet!

STANDARD: Ausseer Dirndl bei Hofer, die Konjunktur von Landhausmode: Dreht sich Ihnen da nicht der Magen um?

Wallnöfer: Was wir Edelbürger hier betreiben, ist Geschmacksdistinktion. Als Demokratin muss ich das aushalten, ich bin dafür, dass es DJ Ötzi, Hansi Hinterseer und die Landhausmode gibt. Ich sage ja nicht, dass ich das gut finde, aber es muss möglich sein.

Herz-Kestranek: Tracht ist eben keine Uniform. Das grässliche Oktoberfest, der Hofer, die Tostmann, das Ausseer Dirndl, der Trachtenverein, das soundsofar-

bige soundso gebundene Tüchl: Tracht kann in ihrer Vielfältigkeit Ausdruck höchster Individualität sein.

STANDARD: In den vergangenen Jahren kam es zu einer Konjunktur des Trachtigen: Womit hat dieses Phänomen zu tun?

Herz-Kestranek: Wie jeder Boom ist es erst einmal ein Geschäft. Aber Tracht kleidet einfach. Die kleins-

te unscheinbare Japanerin ist im Dirndl schöner, der blade Bohemer Tourist in einem Janker statt in Trevira-Shorts und weißen Socken in Sandalen.

Wallnöfer: Ich glaube, dieser Trend hat mit einer entpolitisierten Gesellschaft zu tun. Wir sind zu der oft beschriebenen Spießgesellschaft geworden. Das Dirndl wird nicht mehr an seine politische Geschichte gekoppelt.

STANDARD: Die Hinwendung zum Ländlichen als Gegenbewegung zur Globalisierung?

Herz-Kestranek: Als leidenschaftlicher Europäer verstehe ich die Sehnsucht nach dem Regionalen, nach Werten oder nach der Natur.

Wallnöfer: Die Hinwendung zum eigenen Kleinen hat mit Bedrohungsszenarien und innenpolitischen Kleingeistereien zu tun. Man schaut wieder stärker auf das Eigene! Genau deswegen bin ich dafür, dass es das Dirndl bei Hofer, dass es Landhausmode gibt: weil das eine Demokratisierung des Kleidungsstücks ist. Unabhängig vom Einkommen ist das Dirndl für alle zugänglich. Auch wenn man keine 5000 Euro für eine Tracht zur Verfügung hat.

ZU DEN PERSONEN

Elsbeth Wallnöfer, geb. 1963 in Laas in Südtirol, ist Volkskundlerin und Philosophin und beschäftigt sich seit Jahren mit dem Phänomen der Tracht. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt erschien *Geraubte Tradition: Wie die Nazis unsere Kultur verfälschten* im Sankt-Ulrich-Verlag.

Miguel Herz-Kestranek, geb. 1948 in St. Gallen, stammt aus einer großbürgerlichen, jüdischen Industriellenfamilie. Er ist Schauspieler und Buchautor und spielte in vielen Theater-, Film- und Fernsehproduktionen. Er gilt als „Botschafter der Tracht“ und ist Konrad Mautner-Preisträger.



„Grüne wollen nicht, dass es anderen schlecht geht“

Alexander Van der Bellen, Grandseigneur der Grünen, über das Feel-good-Image der Partei, das persönliche Raucherleid und seine allfälligen Bedenken gegenüber einem Ministeramt. Mit ihm sprach Nina Weißensteiner.

STANDARD: Laut jüngster STANDARD-Umfrage sind Grün-Wähler die glücklicheren Menschen – was meint der Wissenschaftler dazu?
Van der Bellen: Das ist keine schlechte Nachricht, aber Umfragen haben sich auch schon öfter geirrt. Grundsätzlich glaube ich aber, dass grüne Sympathisanten eher nicht arbeitslosigkeitsgefährdet sind und trotz der Krise eine Perspektive sehen.

STANDARD: Sie selbst haben unlängst wieder zu rauchen begonnen. Derzeit nicht happy?
Van der Bellen: Die Sucht hat leider wieder zugeschlagen, obwohl ich in einem Seminar alles begriffen habe, was sich da im Gehirn alles abspielt und wie blöd das ist, zur Zigarette zu greifen. Aber ich bin zu schwach.

STANDARD: Ihre Partei ist auf dem Sprung in die fünfte Landesregierung. Kann und soll sich die Salzburger Landesgruppe auf eine Koalition mit der ÖVP und dem Team Stronach einlassen?
Van der Bellen: Ich würde das ernsthaft erwägen, auch wenn ich die handelnden Personen dort nicht kenne. Aus strategischer Sicht könnte man so die rot-schwarze Aufteilung des Landes, wenn schon nicht beenden, aber so doch etwas ank nabbern.

Anders als die grüne Chefin Glawischnig würde Van der Bellen Stronach nicht als Koalitionspartner ausschließen – obwohl „er sich kaum gebessert hat“.
Foto: Corn



STANDARD: Weil das Ministerdasein komplett Ihrer Wesensart widerspricht? Sie müssten oft schnell zuspitzen, statt lange abzuwägen.
Van der Bellen: Sie sprechen mir aus der Seele. Momentan fühle ich mich ja noch in Wien sehr wohl.

STANDARD: Apropos Wien: Maria Vassilakou würde hier am liebsten das 1223 Kilometer lange Radnetz grün einfärben – nicht etwas zu viel Aktionismus extra fürs Wahljahr?
Van der Bellen: Nein. Es ist nicht blöd, Fußgänger darauf hinzuweisen: „Achtung, hier ist ein Radweg!“ Ich selbst bin ja übers Alter hinaus, in dem ich Radl fahre.

STANDARD: Täuscht das grüne Feel-good-Image nicht darüber hinweg, dass es bei Ihrer Regierungsbeteiligung viele neue Steuern für die eigene Wählerschaft gäbe – auf Vermögen, aufs Autofahren, aufs Rauchen?
Van der Bellen: Vorsicht! Erstens: Für die unteren und mittleren Einkommen wollen wir die Steuern senken. Und wo soll die Gegenfinanzierung herkommen? Durch Energiesteuern und/oder durch Besteuerung hoher Erbschaften. Zweitens: Die Grünen sind keine Klientelpartei wie die ÖVP. Grüne Wähler sind in hohem Maß gut situiert, haben sozusagen im Kapitalismus Fuß gefasst, wollen deswegen aber nicht, dass es anderen schlecht geht. Und wegen allem sind bei uns solche Vorschläge weniger riskant als bei allen anderen Parteien.

ALEXANDER VAN DER BELLEN (69) war von 1997 bis 2008 Bundessprecher der Grünen. Im Juni 2012 wechselte er vom Parlament in Wiens Gemeinderat.

Die Grünen haben die glücklichsten Fans

Unglückliche Wähler sammeln sich bei Strache und Stronach

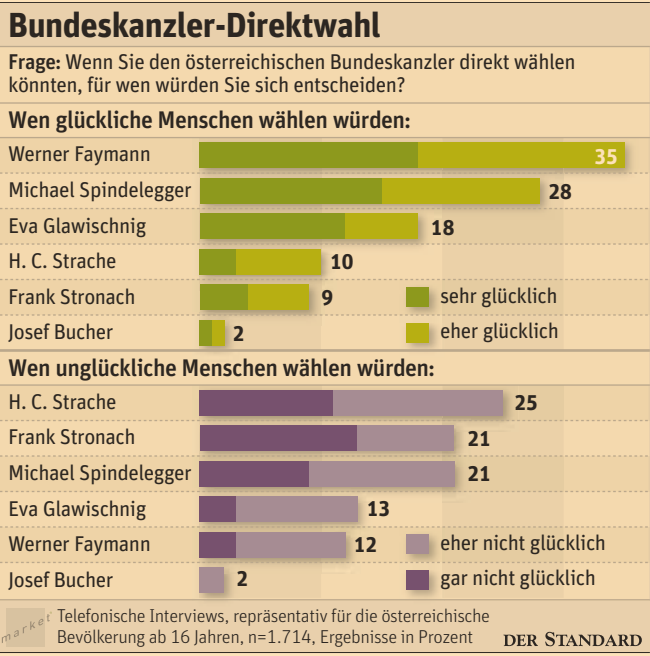
Conrad Seidl

Linz – „Wenn jemand über Sie sagen würde: ‚Das ist ein glücklicher Mensch.‘ Hätte er oder sie recht damit?“ Diese Frage ließ DER STANDARD in den vergangenen Monaten insgesamt 1714 Österreicherinnen und Österreichern stellen. 27 Prozent bekannten sich dabei zu vollkommenem Glück, weitere 60 Prozent sagten, dass man mit der Behauptung „eher schon“ recht hätte. Elf Prozent sagen, dass die Glücksbehauptung „eher nicht“, zwei Prozent, dass sie gar nicht gerechtfertigt wäre. Auffallend ist, dass die glücklichen Menschen sich zu einem anderen Wahlverhalten bekennen als jene, die unglücklich sind.

Die Auswertung der Rohdaten der jeweils in derselben Umfragewelle gestellten Sonntagsfrage ergibt: Die Grünen haben die glücklichste Wählerschaft. 34 Prozent ihrer bekennenden Wähler schätzen sich als „auf jeden Fall“ glückliche Menschen ein, weitere 56 Prozent der Grün-Wähler nennen sich immerhin überwiegend glücklich. Als „eher nicht“ oder „gar nicht“ glücklich schätzen sich deutlich unterdurchschnittliche acht beziehungsweise ein Prozent der Grünen-Fans ein. Das Glücksgefühl hängt offenbar auch mit den Präferenzen für bestimmte Politiker zusammen. Die Grafik zeigt: Glückliche Menschen würden den amtierenden Kanzler Werner

Faymann, seinen Vizekanzler Michael Spindelegger oder Grünen-Chefin Eva Glawischnig wählen, wenn man den Regierungschef direkt wählen könnte. Faymann spricht 18 Prozent der sehr glücklichen und 17 Prozent der immerhin überwiegend glücklichen Menschen an. Market-Chef David Pfarrhofer, der die Daten erhoben und ausgewertet hat: „Für Menschen, die sich unglücklich fühlen, ist Heinz-Christian Strache eher ein Hoffnungsträger. Andere Unzufriedene erhoffen sich von Frank Stronach eine Verbesserung ihrer Lage.“

Zufriedene Koalitionäre
Relativ glücklich dürften auch die Wähler der Koalitionsparteien sein: Auch in deren Anhängerschaft ist der Anteil völlig glücklicher und zumindest überwiegend glücklicher Grundstimmung (elf und zwei Prozent) bekennen sich zur Wahl der FPÖ. Auch beim Team Stronach und bei den Nichtwählern sind unglückliche Menschen überdurchschnittlich stark vertreten. Wenig überraschend ist: Es sind besonders junge und höher gebildete Befragte, die sich als völlig glücklich einschätzen. Unter den Frauen gibt es mit 31 Prozent mehr sehr glückliche als unter den Männern (23 Prozent). **Kommentar Seite 48**



ORF DARIO

ORF. WIE WIR.



Das (überblendete) Oberteil ein Flinserl, darunter ein Kleid im hellblauen Tapetenmuster, wie es im Biedermeier populär war: Das Flinserl hat Bisovsky nach einem Original aus Bad Aussee nacharbeiten lassen. Ursprünglich ein Import aus Venedig, ist es mit Symbolen wie Sonnen und Mohren bestickt.

Foto: Atelier Olschinsky

Wie der Freihandel die Kultur der Maori beschränkte

Unesco-Übereinkommen als Gegenwehr

Irene Brickner

Wien – Der kulturelle Sündenfall fand 1994 in Neuseeland statt. Bei der Unterzeichnung des multilateralen, auf Liberalisierung des grenzüberschreitenden Handels mit Dienstleistungen abzielenden Gats-Abkommens der Welthandelsorganisation (WTO) brachte die dortige Regierung alle audiovisuellen Arbeitsleistungen ein.

Damit wurde der Markt des Inselstaates für zum Beispiel Radio- und Fernsehproduktionen von anderswo ohne jede Einschränkung geöffnet. „Um 2000 klagten die Programmgestalter über einen dramatischen Rückgang neuseeländischer Produktionen – etwa in der Sprache der Maori-Minderheit“, schildert Yvonne Gimpel von der Österreichischen Kontaktstelle zum Unesco-Übereinkommen über den Schutz und die Vielfalt kultureller Ausdrucksformen.

Die mediale Monokultur in Neuseeland sei eine direkte Liberalisierungsfolge, sagt Gimpel. Medienkonzerne aus den USA und Australien hätten nach dem Gats-Inkrafttreten massiv in den englischsprachigen Markt der Insel expandiert. „Und als in Neuseeland daraufhin versucht wurde, Quoten für lokale Sendungen einzuführen, stellte sich heraus, dass das Recht voll auf der Seite der neuen Player stand“.

Das war die Geburtsstunde des Unesco-Übereinkommens zum Schutz der kulturellen Vielfalt. Das neuseeländische Beispiel hatte der internationalen Staatengemeinschaft klargemacht, dass bei

der Liberalisierung von Gemeinschaftsgütern, wie die Kultur eines ist, vorsichtig vorgegangen werden muss. Die Diskussionen über den Schutzvertrag für die kulturelle Vielfalt wurden bei der Uno – und dort bei der Organisation für Bildung, Wissenschaft und Kultur (Unesco) – rasch zum Abschluss gebracht: Am 20. Oktober 2005 wurde das Übereinkommen verabschiedet. Bis dato wurde es von 116 Staaten ratifiziert, darunter auch Österreich.

Die Europäische Union ist dem Regelwerk beigetreten – und ist seither für Streitfälle zwischen Mitgliedstaaten zuständig. Zuletzt entschied etwa der Europäische Gerichtshof in Luxemburg, dass es rechtens ist, wenn von privaten spanischen Rundfunkanstalten fünf Prozent der Umsätze für die Förderung spanischsprachiger Filme kassiert werden.

„Segregative“ Türkenvereine

In Artikel sieben fordert der Unesco-Vertrag die Staaten auf, in ihrem Hoheitsgebiet „ein Umfeld zu schaffen“, das „kulturelle Ausdrucksformen“ Einzelner und von Gruppen fördert. Der leitende Kulturbegriff sei „ein sehr weiter“, sagt Gimpel: „Darunter fällt auch ein türkischer Kulturverein.“

Die Mitgliedschaft in einem solchen wird in Österreich jedoch selten honoriert. Sie gilt etwa nicht als Nachweis „integrativen“ ehrenamtlichen Engagements, um laut der geplanten Staatsbürgerschaftsnovelle rascher eingebürgert zu werden. Im Gegenteil: Eine solche Mitgliedschaft sei „segregativ“, heißt es aus der ÖVP.

„Mit Migration Wahllandschaften komplett umstellen“

Vom einstigen Schmelztiegel Wien sind bloß Namen geblieben, sagt der Sozialhistoriker **Michael John**. Wie sich Österreich in der Vergangenheit stilisiert hat und warum die Politik so agiert, als ob Österreich kein Zuwanderungsland sei, erfuhr **Karin Krichmayr**.

STANDARD: 1880 waren 42,8 Prozent der Wiener außerhalb des heutigen Österreich geboren, fast doppelt so viele wie jetzt. Ist denn irgendetwas übrig geblieben vom einstigen Schmelztiegel Wien?

John: Geblieben sind eine Menge einschlägiger Namen. Mitte der 1960er-Jahre gab es eine Erhebung der Hauptmieternamen. Mehr als 25 Prozent hatten tschechische Namen. Man denke nur an Finanzminister Ferdinand Lacina, auf Deutsch der Billige, den ÖVP-Politiker Erhard Busek, wahrscheinlich abzuleiten von Bucek, das Dickerchen, dann Minister Karl Sekanina, das Täubchen. Man schmunzelt, aber wenn man sich die Regierungen Kreisky und Vranitzky ansieht, kann man 50 Prozent slawische Namensträger finden.

STANDARD: Was bedeutet das?

John: Das bedeutet Massenassimilation – und teilweise eine republikanische Erfolgsstory. Eine direkte Linie von der Habsburgermonarchie zu heute gibt es nur in Zusammenhang mit den Volksgruppen. Autochthone Tschechen, Slowaken, Ungarn, Slowenen, Kroa-

ten und Roma haben einen eigenen Status. Andere Minderheitengruppen, die durchaus auch schon lange Zeit in Österreich leben, haben diesen Status nicht. In der letzten Sprachenzählung von 2001 haben 25 Prozent der Wiener Wohnbevölkerung eine nichtdeutsche Umgangssprache angegeben – zur Zeit der Monarchie waren es zehn Prozent. Von den 25 Prozent sprechen 59 Prozent eine Sprache aus Ex-Jugoslawien, 18 Prozent Türkisch, sieben Prozent Englisch, drei Prozent Arabisch. Tschechisch ist auf einer Ebene mit Persisch und Chinesisch. Sprachlich blieb also nicht viel.

STANDARD: Warum definiert sich Österreich noch immer über Relikte aus dem Vielvölkerstaat wie Essen, Lipizzaner

und Habsburger, bezieht aber aktuelle Minderheiten kaum ein?

John: Aus meiner Sicht gibt es einen Bruch im Verständnis dessen, was Österreich ist, zuerst nach dem Ersten Weltkrieg, einen weiteren während der NS-Zeit. Nach 1945 gab es wieder einen Bruch und eine Phase der Orientierungslosigkeit. Ab den 1970er- und 1980er-Jahren herrschte ein sehr isoliertes Verständnis von Österreich vor, nämlich dass Ös-

terreich nicht das Einwanderungsland sei, das es von der Statistik her ist. Der Anteil von Personen, die außerhalb des Landes geboren wurden, ist mit 15,5 Prozent höher als in dem klassischen Einwanderungsland USA mit etwa 13 Prozent. Insbesondere in den 80er-Jahren gibt es in der Politik einen Tabubruch. Mit Jörg Haider, der 1986 FPÖ-Parteivorsitzender wurde, kam das „Ausländer“-Thema in den Wahlkampf.

STANDARD: Vorher war Migration kein Thema?

John: Nach 1945 waren Antisemitismus und auch Ausländerfeindlichkeit offiziell quasi „verboten“. Mit dem Tabubruch von 1986 wird es effektiv zum politischen Thema und zu einem Thema, mit dem man Stimmen gewinnen kann, und entscheidend in die Politik eingreifen kann. Es wurde bis in die 90er- und 2000er-Jahre perpetuiert, dass Österreich kein Zuwanderungsland sei. Und genau so agiert die staatliche Politik.

STANDARD: Warum ignoriert die Politik das und knüpft nicht an vergangene Migrationsströme an?

John: In Wiener Bezirken wie Favoriten oder Simmering waren 1910 zwei Drittel bis zu drei Viertel Zuwanderer, vor allem aus Böhmen und Mähren. Genau in diesen Bezirken hat die Partei, die sich gegen Zuwanderung ausspricht, die FPÖ, mit bis zu 35 Prozent mit Abstand den höchsten Zulauf. Assimilierte und nachfolgende Generationen sind nicht automatisch für neue Zuwanderung, ganz im Gegenteil. Die Kulturosoziologen Norbert Elias und John L. Scotson konnten schon in

ihrer Studie *Die Etablierten und die Außenseiter* nachweisen, dass Haltungen stark vom Zeitpunkt der Ankunft abhängig sind. Auch in meinen Interviews habe ich oft gehört: Der Großvater kam aus Tschechien, das ist grad vor der Haustür, er hat sich brav angepasst, wir sind anständige Österreicher.

STANDARD: Deutsch zu sprechen ist heute ausschlaggebend für Integration. War das schon immer so?

John: Nein, die Sprachkomponente wurde über lange Zeit wenig betont. Es gab auch keine Verpflichtung für Migranten oder Arbeiter, Deutsch zu sprechen. In der Phase, als Österreich das Beitrittsansuchen zur Europäischen Union gestellt hatte, also unter Bundeskanzler Franz Vranitzky, waren die Engländer und Franzosen skeptisch in Hinblick auf einen „deutschen Block“. Damals hat die Bundesregierung die Volksgruppensituation hervorgehoben und Österreich in keiner Weise als deutschen Staat stilisiert. Das hat sich massiv verändert. Das Thema war, wie sich bei der Nationalratswahl 1999 gezeigt hat, entscheidend, wer Bundeskanzler wird. Ich denke, dass sich mit dem Thema Migration unter Umständen zehn bis 15 Prozent mobilisieren lassen und damit Wahllandschaften komplett umgestellt werden können. Diese

Klientel ist dann auch zu bedienen, und das wird sie auch.

STANDARD: Heute versucht man doch, sich weltoffen zu geben?

John: Es gibt Bemühungen, aber wenn Integrationsstaatssekretär Sebastian Kurz mit Verweis auf Kanada plädiert, es bräuchte eine Willkommenskultur, ist das entweder ein Lippenbekenntnis, oder



Jeder Schritt in Richtung Weltoffenheit wird politisch beantwortet.

“

er kann sich nicht durchsetzen. Denn es ist klar: Jeder Schritt in diese Richtung wird politisch beantwortet in Wahlkämpfen. Insofern verstehe ich die Situation auf dem politischen Parkett.

STANDARD: Spielt das Migrationsthema bei Landtagswahlen auch eine solch große Rolle?

John: Es ist nicht durchgängig, es gibt immer wieder Phasen, wo die Wahlmotive von anderen Themen überlagert werden, wie man in Tirol und Salzburg gesehen hat. Bei den letzten Wien-

Wahlen hat das Thema sehr wohl eine Rolle gespielt. Das erwarte ich auch in Zukunft, denn die Migration nimmt weltweit zu.

MICHAEL JOHN, geb. 1954, ist Sozial- und Wirtschaftshistoriker an der Uni Linz. Er forscht u. a. zur Bevölkerungsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, zu Nationalsozialismus und Minderheiten. Er ist Mitglied der Kommission zur Aufarbeitung der Missbrauchsfälle am Wilhelminenberg und arbeitet an Migrationsstudien zu Linz und Wien. F.: privat



Das Muster dieses Kleides hat eine ungewöhnliche Geschichte: Es stammt von einem Servier-tablett mit russischer Lackmalerei, das Susanne Bisovsky zweckentfremdet hat. Der Schwammerlhut kommt dagegen aus Bad Ischl, wo er bis heute hergestellt wird.

Foto:
Atelier Olschinsky

„Man wird wie an einem Gummiband zurückgezogen“

Minderheitenpolitik bedeutet in Südtirol vor allem Sprachpolitik. Linguistik-Professorin Stephanie Risse untersucht, wie die Südtiroler miteinander reden – und was sie damit meinen.

Gianluca Wallisch

Bozen/Wien – Die Südtiroler – die deutschsprachigen, wohlgemerkt – sehen sich als Opfer. 1919 durch den Vertrag von Saint-Germain Italien zugesprochen, erlitt Südtirol unter Mussolini Repressionen, sogar die deutsche Sprache wurde im öffentlichen Raum verboten. Erst ab 1946 erhielten die deutschsprachigen Südtiroler nach und nach wieder ihre Rechte.

Obwohl heute niemand mehr ernsthaft an eine „Gefahr aus Rom“ glaubt: Die „Südtiroler“ (also die deutschen) haben den Italo-Faschismus nicht vergessen – und das wirkt bis heute nach, auch in der Alltagssprache, weiß die an der Uni Bozen tätige Linguistik-Professorin Stephanie Risse im Gespräch mit dem STANDARD zu berichten. In ihrem jüngst erschienenen Buch *Sieg und Frieden* (Iudicium-Verlag, München) analysiert die gebürtige Münchnerin den Konflikt um das Siegesdenkmal in Bozen. Für die Südtiroler war der selbstherrliche „Faschistentempel“ stets ein Marmor gewordener Dorn im Auge.

Für Risse ist der Konflikt um die 2002 gescheiterte Umbenennung des dort gelegenen Siegesplatzes in Friedensplatz ein Lehrbuchbeispiel für angewandte Linguistik. „Mir ging es darum, kulturelle Bezüge freizulegen“, erläutert die Wissenschaftlerin und Publizistin. „Die Südtiroler empfinden das Denkmal als Beleidigung. Und damit dreht sich ein Stück weit das Machtverhältnis um: Der Beleidigte bestimmt, wann dieser Konfliktzustand aufgehoben wird.“

Sieg statt Frieden

Der damalige Bozner Bürgermeister Giovanni Salghetti Drioli, ein „Italiener“, setzte 2002 eine Geste der Entschuldigung – gegen den mehrheitlichen Widerstand seiner Volksgruppe – und erwirkte eine Namensänderung von Siegesplatz in Friedensplatz. „Damit reichte er den Südtirolern die Hand. Doch diese erwiderten die Geste nicht wie erhofft. Sie wurde bloß zur Kenntnis genommen, nicht aber als Entschuldigung akzeptiert“, erzählt Risse. „Man ließ durch sprachliches, eigentlich nonverbales, Verhalten den Bürgermeister im Regen stehen.“ Die Folge war eine neuerliche Umbenennung in Siegesplatz – was die mächtige Südtiroler Volkspartei damit kommentierte, die Italiener seien eben unversöhnlich.

„Die Südtiroler füllen diese Rolle, Beleidigte und Opfer zu sein, seit Jahrzehnten ganz gut aus“, kommentiert die Linguistin, „das ist auch Kalkül, denn so können sie bei Verhandlungen in Rom immer noch etwas rausverhandeln.“

Doch so friktionsgeladen wie in der Politik ist das Zusammenle-

ben der drei Südtiroler Sprachgruppen – Deutsche, Italiener, Ladin – im Alltag längst nicht mehr, meint Risse und verweist auf den Trend, Kinder in eine anderssprachige Schule zu schicken. Die Situation sei entspannter als noch vor zehn Jahren.

Doch hier ist die Politik in den Augen der Sprachwissenschaftlerin mehr Hemmschuh als Gestalterin. „Statt zu reagieren und Pädagogen auszubilden, um richtig mit Gruppen umzugehen, in denen plötzlich 80 Prozent nicht muttersprachlich sind, verweist man auf das per Statut festgeschriebene Schulsystem. Und das sieht eine Trennung nach Sprachgruppen vor. Motivierte Menschen werden wie an einem Gummiband zurückgezogen“, kommentiert Risse.

Dennoch zeigen aktuelle Schulversuche, vor allem in italienischen und ladinischen Einrichtungen, neue Wege einer integrativen Gesellschaft auf. „Die deutschen

Schulen waren bisher eher restriktiv, doch auch sie müssen sich anpassen; zumal auch Südtirol mit einem Phänomen konfrontiert ist, das es bisher kaum gab: die Migration.“ Und damit wird wohl die Auseinandersetzung mit einer weiteren Ausformung künftiger Südtiroler Identität notwendig.



Südtirol als Labor für Politik und angewandte Sprachforschung: Stephanie Risse. Foto: Georg Hofer

Sechs alteingesessene Österreicher-Gruppen

Bekenntnis der Republik zu sprachlicher und kultureller Vielfalt in der Verfassung

Wien – Österreich wurde nicht erst seit der zunehmenden Migration aus aller Welt „kulturell vielfältig“. In der Bundesverfassung gibt es in Artikel 8, Absatz 2 ein Bekenntnis der Republik (Bund, Länder und Gemeinden) „zu ihrer gewachsenen sprachlichen und kulturellen Vielfalt, die in den autochthonen Volksgruppen zum Ausdruck kommt. Sprache und Kultur, Bestand und Erhaltung

dieser Volksgruppen sind zu achten, zu sichern und zu fördern.“

Zu den autochthonen (*autós* „selbst“, *chthōn* „Erde“ – „eingeboren“, „alteingesessen“) Volksgruppen in Österreich gehören die burgenlandkroatische, die slowenische, die ungarische, die tschechische und die slowakische Volksgruppe sowie die Volksgruppe der Roma. Deren Rechte wurden bereits im Friedensvertrag von St.

Germain im Jahr 1919 verankert. 1955 brachte der Staatsvertrag zusätzliche Rechte, etwa zweisprachige Ortstafeln, 1976 folgte das Volksgruppengesetz. Dass die Umsetzung der Volksgruppenrechte mitunter hinterherhinkt, zeigte der lange Kampf für bzw. gegen zweisprachige Ortstafeln in Kärnten. Zugesagt im Staatsvertrag, gibt es erst seit 2012 verfassungskonforme Zustände. (nim)

www.hausbrot.at

Wozu zum Bäcker, wenn er auch zu Ihnen kommt?

- ✓ Am Vortag bestellen, in der Früh genießen.
- ✓ 7 Tage die Woche – auch am Wochenende.
- ✓ Nur EUR 0,94 Zustellgebühr pro Lieferung.
- ✓ Auch als Abo möglich – täglich änderbar.

Jetzt online bestellen!

0810 00 1855 (Mo-Fr 7³⁰-17³⁰ zum Ortstarif)
service@hausbrot.at

HAUS Brot.at
Ofenfrisch an Ihre Tür.

Exklusiv in Wien

WISSEN Politikum „Sprachgruppe“

Vordergründig eine verwaltungstechnische Angelegenheit, ist die Sprachgruppenthematik in Südtirol ein zentrales Politikum: Jeder Bürger muss sich in einer „Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung“ der deutschen (2011: 69 Prozent), italienischen (26) oder ladinischen (5) Gruppe „zugehörig“ erklären, kann diese aber auch jederzeit ändern. Auch Migranten müssen sich einer Gruppe „zuordnen“. Sprachgruppe und Herkunft können, müssen aber nicht miteinander zu tun haben.

Die Zugehörigkeit zur „richtigen“ Sprachgruppe ist entscheidend, wenn man im öffentlichen Dienst arbeiten will: Die Jobs dort werden nach einem Proporzsystem vergeben. (gian)

Stjepan, der Käfig und das Wiener Basketballwunder

Erstmals seit 20 Jahren spielt ein Wiener Team um die Basketball-Meisterschaft. Dreh- und Angelpunkt des BC Vienna ist Stjepan Stazic, Sohn jugoslawischer Einwanderer. Das Spiel hat er auf der Straße gelernt – mit „Jugos, Filipinos und Diplomatenkindern“.

Andrea Heigl

Wien – Stjepan beginnt das Spiel mit einem Drei-Punkte-Wurf, der die Stimmung in der Halle ordentlich anheizt. Er ist der Dreh- und Angelpunkt seines Teams, des BC Zepter Vienna, das erkennt auch der Basketball-Laie. Im Finale der österreichischen Meisterschaft geht es gegen die Redwell Gunners Oberwart, erstmals seit 20 Jahren spielt ein Wiener Team um den Titel. Das wäre kaum denkbar ohne Stjepan Stazic, den Sohn eines Kroaten und einer Serbin, die der Jugoslawien-Krieg 1991 nach Wien brachte.

„Jugos, Filipinos, Diplomatenkinder“ – so beschreibt Stjepan die Mischung jener, die sich damals zum Streetball trafen, Österreicher seien später dazugekommen. Über ihre Herkunft haben die Basketballbegeisterten nicht geredet, dafür über die NBA. Eine ganze Jugendkultur habe sich geformt, sagt Stjepan: „Wenn du einen tragbaren CD-Player hattest, warst du der Coolste. Wir haben Hip-Hop gehört und uns Schuhe aus Amerika mitbringen lassen. Basketball hat uns zu einer Gruppe gemacht.“



Die Burschen schwänzten den Nachmittagsunterricht, um im Käfig zu sein, bevor der große Ansturm losging. „Es war eine wunderbare, sorglose Zeit. Wir haben uns angestrengt, weil wir einfach spielen wollten – wer verlor, musste vom Platz“, erinnert sich Stjepan und lächelt hinter seinen Ray-Bans. Am Spielfeldrand standen die Mädels, das hat den Ehrgeiz der Burschen angestachelt.

Rote Basketballfans

Im Käfig fühlt sich Stjepan nach vielen Jahren als Profi im Ausland immer noch zu Hause. Mittlerweile sind die mehreren Hundert über ganz Wien verstreuten Sportplätze viel mehr als nur ein Ort, an dem Basketball, Fußball oder Volleyball gespielt wird. Fast schon symbolisch stehen sie für das Zusammenleben verschiedener Kulturen, das hat auch die Stadt erkannt – und forciert das Spielen im Käfig mit Turnieren und einer Liga. Vor allem die SP setzt auf die Sportschiene; Gemeinderat Peko Baxant ist Präsident des Wiener Basketballverbandes, auch der rote Jugendkoordinator, Bürgermeistersohn Bernhard



Links und rechts vom Käfig braust der Gürtel vorbei. „Das schaltest du alles ab“, sagt Stjepan.

Foto: Fischer

Häupl, ist des Öfteren am Spielfeldrand anzutreffen.

Für Stjepan, der neben seiner Profikarriere ein Philosophiestudium abgeschlossen hat, geht es beim Sport um Energieabbau – Energie, die man sonst auf Kriminelles verwenden könnte, oder um „Blödsinn“ zu machen: „Irgendwann hast du die Wahl: Zigarette oder Korb.“ Mit seinen 35 Jahren ist Stjepan fast schon im Profirentneralter, mit fast missionarischem Eifer versucht er nun mit seinem Bruder Petar, dem Manager des BC Vienna, Basketball in Wien groß zu machen.

Es ist kein Zufall, dass die Namen vieler Spieler balkanesk klin-

gen: Als die „Jugos“, wie Stjepan sie nennt, in den 1990ern nach Wien kamen, war der Sport in ihrer Heimat ganz groß, die jungen Männer auch. Stjepan misst ganze 198 Zentimeter, der österreichische Hero in der Mannschaft, Benedikt Danek, nimmt sich mit seinen 1,75 Metern dagegen wie ein Basketball-Zwerg aus.

Die meisten Spieler mit jugoslawischen Wurzeln wurden längst eingebürgert oder gar hier geboren, dennoch höre man manchmal aus der Szene, die Kinder sollten lieber „nicht zu den Jugos spielen gehen“, berichtet Stjepan. Mit dem Erfolg des BC Vienna ändere sich das freilich zusehends.

Dass die Autos vierspurig beim Käfig am Gürtel vorbeibrausen, stört Stjepan beim Spielen nicht: „Das schaltest du alles ab. Wenn es am Abend dunkel wird, kannst du dich voll auf das Spiel konzentrieren und siehst rundherum nur die Lichter der Stadt.“ Auch beim Finalspiel in der Stadthalle hat Stjepan die Ruhe weg, selbst wenn mal ein Ball daneben geht. Danach plaudert er mit Fans, gibt Interviews, als alle anderen das Spielfeld längst verlassen haben. Der BC Vienna gewinnt mit 75:66, der erste Punkt in der Best-of-Five-Finalsreihe ist gemacht. Das Wiener Basketballwunder, es ist zum Greifen nahe.

Die Zeit rinnt mit dem Eis davon

Erdgespräche: Initiativen gegen Klimawandel und Umweltverbrechen

Roman David-Freihsl

Wien – „Die gute Nachricht: Es sind immer mehr Menschen, die aufstehen und sich zusammenschließen. Die schlechte Nachricht: Wir verlieren gerade die Schlacht. Wenn wir nicht sehr rasch reagieren, ist ein Plus von vier, fünf Grad noch vor Ende dieses Jahrhunderts die Realität“, warnt Umweltaktivist Bill McKibben. Sein Impulsreferat wurde Donnerstagabend per Skype in den Kleinen Redoutensaal übertragen, in den rund 800 Teilnehmer zu den Erdgesprächen 2013 geströmt waren.

Dieser Kampf gegen den rasanten Klimawandel sei längst keine Frage der Technik mehr – im Grunde gehe es jetzt vor allem darum, „gemeinsam aufzustehen und Widerstand gegen die Ölindustrie zu leisten“. Und hier noch einmal die „gute Nachricht“ McKibbens: „Überall regt sich Widerstand.“ Seine 350.org-Bewegung habe sich sehr rasch entwickelt und organisiert nun weltweit Proteste und Demonstrationen.

Das Problem sei aber: In früheren Zeiten seien soziale Veränderungen – wie etwa der Widerstand gegen Rassismus, Diskriminierung oder Sexismus – über Jahrzehnte, Jahrhunderte hinweg vonstattengegangen. Doch so viel Zeit bleibt diesmal nicht. Das dokumentierte auch Alexander Egit, Greenpeace-Geschäftsführer für Zentral- und Osteuropa, eindringlich bei den Erdgesprä-



Arktis: Drei Viertel der Eisdücke sind weggeschmolzen. Foto: Greenpeace / Jiri Rezac

chen: „In der Arktis schreitet die Schmelze doppelt so schnell voran wie im Rest der Welt. In nur 30 Jahren sind drei Viertel der Eisdücke weggeschmolzen.“

Dazu kämen jetzt die geplanten Ölförderungen in der Arktis – „dabei werden dort nur 90 Milliarden Barrel Öl vermutet – das klingt nach viel, ist aber nur der Weltjahresbedarf von drei Jahren“, erläutert Egit. Österreich dürfe keine Exportförderung und Garantien für Firmen gewähren, die bei der fossilen Arktis-Exploration mitmachen.

„Klimaschonende“ Atomenergie?

Eine weitere Bedrohung für den Umstieg auf erneuerbare Energieträger: Kommende Woche wird beim Gipfel des Europäischen Rats beraten, ob Atomenergie als klimaschonende Technologie anerkannt wird. „Wenn das eintritt, wäre das der Todesstoß für die Erneuerbaren“, warnt Egit: Denn dann könnten Atomkraftwerke ganz legal subventioniert werden. Und die Atomindustrie bekomme in Europa schon jetzt Milliarden-Unterstützungen. Österreich müsse generell wieder Vorreiter in Umweltfragen werden, fordert Egit – etwa mit einem generellen Pestizidverbot, das über das teilweise und temporäre Verbot der EU hinausginge.

In die gleiche Kerbe schlägt die Umweltaktivistin Polly Higgins: Österreich könnte als erstes Land weltweit ein Ökozid-Gesetz bei der Uno initiieren. Ein Gesetz, mit dem schwere Umweltverbrechen vor dem Internationalen Gerichtshof angeklagt werden könnten (DER STANDARD berichtete). Die Erde sei ein lebender Organismus – und wie früher die Sklaven würde heute die Erde gekauft, verkauft, ausgebeutet, misshandelt. Auch damals hieß es wie heute, das sei eine Notwendigkeit, ohne das würde die Wirtschaft kollabieren. Es war übrigens 1815, dass ein grundsätzliches Verbot des afrikanischen Sklavenhandels beschlossen wurde – auf dem Wiener Kongress. Österreich könne mit einer Ökozid-Gesetzesinitiative an eine große Vergangenheit anschließen.

www.erdgespraeche.net
www.350.org
www.greenpeace.at
www.endecocide.eu



ORF BARBARA

ORF. WIE WIR.

Die Falle der Selbstexotisierung

Olivera Stajić

Ich glaube nicht an den sogenannten Identitätskonflikt der zweiten Generation. Diese Diagnose, die unter anderem als Erklärung für mangelnden schulischen und beruflichen Erfolg oder gar als Integrationshindernis herhalten muss, ist seit Jahrzehnten ein fester Bestandteil der Fremdwahrnehmung der Migrantenkinder. Das angebliche Zerrissensein zwischen zwei Kulturen wird vor allem in der linken, aufgeklärten Ecke als evident angenommen.

Genauso wie die reale Diskriminierung und Benachteiligung wirkt sich die Kulturalisierung und Exotisierung oder eben positive Diskriminierung auf das Selbstbild der Jugendlichen aus. Beide Sichtweisen signalisieren: Du bist anders, du gehörst nicht dazu.

Dabei ist die Ursache für das Gefühl des Nichtdazugehörens nicht das vermeintliche kulturbedingte Fremdsein, sondern die ungleichen sozioökonomischen Startbedingungen und ein Bildungssystem, das sich viel zu spät und viel zu langsam auf eine Generation einstellt, die nicht in das Muster „entweder/oder“ passt. Exotisiert und kulturalisiert man sie, kontern sie mit Selbstexotisierung.

Ethnisches Etikett

Das beste Beispiel für den Schaden, den das ethnische Etikett anrichtet, ist die Art und Weise, wie das Wiener Stadtmagazin *Biber* der Mehrheitsgesellschaft Kontra gibt: ein wenig Provokation, gewürzt mit (selbst)ironischen, angeblich tabubrechenden und jegliches Klischee karikierenden Witzchen.

Dieses Spiel mit den Klischees und ihre Überzeichnung dienen der bewussten Betonung des Andersseins. Gleichzeitig bewirkt diese aber, dass die Jugendlichen und ihre Anliegen von der Mehrheitsgesellschaft nicht ernst genommen werden. Statt der gewollten und gewünschten Selbstermächtigung werden Vorurteile reproduziert und einbetont. Dass die kulturellen Eigenheiten lediglich ein weiteres Mosaiksteinchen in der Multidentität der multisp Sprachigen und multikulturell geprägten Migrantenkinder sind, geht unter.

Die Selbstexotisierung, und sei sie auch als Satire verpackt, ist eine Falle: Vom fremdbestimmten wird man lediglich zum selbstbestimmten Außenseiter.

OLIVERA STAJIĆ ist Leiterin von daStandard.at und Chefin vom Dienst bei derStandard.at.



Jugendforscher Manfred Zentner, Sozialarbeiterin Manuela Synek und Lehrerin Maja Jurčić (re.) kennen jugendliche Lebenswelten mit und ohne sogenannten Migrationshintergrund, die Konfliktzonen und Bewältigungsstrategien.

Foto: Heribert Corn

„Machen Sie mal Österreich! – Soll ich da jodeln oder Walzer tanzen?“

Muttersprachenlehrerin Maja Jurčić, Sozialarbeiterin Manuela Synek und Jugendforscher Manfred Zentner über migrantische Rucksäcke, transkulturellen Unterricht, bunte Nationalflaggen und „Heimfahren“ in zwei Richtungen. Moderiert hat Olja Alvir.

STANDARD: Haben wir in Österreich eine Multikulti-Schule?

Jurčić: Ja, haben wir. Zum Beispiel unsere Schule, die Neue Mittelschule Schopenhauerstraße 79. Die ist ein Beispiel für eine multikulturelle Schule – ich nenne sie eine internationale Schule. Da kommen jeden Tag SchülerInnen und Schüler aus circa 24 verschiedenen Nationen und fünf Religionen in eine Klasse mit durchschnittlich sechs, sieben anderen Muttersprachen als Deutsch zusammen. Wir erleben diese Multikulturalität täglich als Normalität und Selbstverständlichkeit.

STANDARD: Es gibt aber auch genug Schulen, wo dies nicht so selbstverständlich ist und in denen es Schwierigkeiten mit derlei Vielfalt gibt. Was sind die größten Herausforderungen, die eine Migrationsgesellschaft an die Schule stellt?

Zentner: Meines Erachtens ist eine der größten Herausforderungen, sich überhaupt als Migrationsgesellschaft akzeptieren zu können. Wir sind längst in der Phase der Transkulturalität angekommen, in der es zwischen den Kulturen

Vermischungen gibt, die unreflektiert gelebt werden. Als Aufnahmegesellschaft müssen wir lernen, mit der Vielfalt umzugehen und nicht die „Einfalt“ zu suchen.

STANDARD: Spielen diese Fragen nach Transkulturalität und Migration denn auch im Alltag der Jugendlichen eine Rolle?

Synek: Sehr unterschiedlich. Erst müssen wir uns überlegen: Von welchem Alter sprechen wir? Es gibt ein Alter, wo sich diese Fragen nicht stellen, wo's ganz andere Herausforderungen im Leben gibt, wo es um Identitätsfindung geht. Meine Erfahrung mit Jugendlichen ist: Je älter sie werden, desto mehr wird „Kultur“ zum Thema. Was sie sehr wohl beschäftigt, ist, dass sie sich teilweise hier fremd fühlen. Da ist die Aufnahmegesellschaft gefragt, die Jugendlichen willkommen zu heißen und ihnen eine Heimat zu bieten. Sie sind ein Teil unserer Gesellschaft, und sie gehören hierher, und es ist gut, dass sie da sind. **Zentner:** Migration hat früher geheißen: Ich gebe den Kulturkreis, aus dem ich gekommen bin, auf.

Das passiert heute nicht mehr. Man ist tagtäglich über alle möglichen Netzwerke mit der „Heimat“ verbunden und ist mobiler. **Jurčić:** Unsere Kinder haben oft zwei Heimatländer und nicht nur eines. Weil sie zum Beispiel in den Ferien nach Kroatien, Bosnien, Serbien fahren und dann sozusagen aus beiden Richtungen, je nachdem, wo sie sind, sagen können: „Ich fahre jetzt heim.“

STANDARD: Wie kann Schule damit sensibel, affirmativ und nicht trennend – jedem Kind sein Fähnchen umhängend – umgehen?

Jurčić: Bei uns gibt es da beispielsweise trilingualen Unterricht in Deutsch/Türkisch/BKS (Bosnisch/Kroatisch/Serbisch). Auch fächerübergreifend. Es wird außerdem so unterrichtet, dass die Individualität der Kinder und ihre Stärken betont werden.

STANDARD: Man muss durch einen Betonungsprozess, um zur Selbstverständlichkeit zu kommen?

Zentner: Nein, das müsste man nicht. Nur aufgrund der Tatsache, wie sich die politische Lage seit den 1990ern entwickelt hat: mit jodeln? Oder Walzer tanzen? Was tun? Wofür soll das stehen?

ja die besten Köpfe von überall, damit Europa führende Wirtschaftsmacht wird. Damit wird nicht nur nach Herkunft unterschieden, sondern auch noch eine soziale Abstufung gemacht. Grundsätzlich wäre es nicht notwendig, die Vielfalt per se zu betonen. Man nehme Kindergärten, wo dergleichen noch keine Rolle spielt, und da funktioniert das perfekt. Die Kinder lernen drei, vier Sprachen einfach dadurch, dass sie miteinander spielen.



STANDARD: Wann fängt die Trennung der Kinder im Hinblick auf den sogenannten Migrationshintergrund an?

Zentner: In der Volksschule vielleicht. Man macht dann so etwas, wie die Fahnen der Herkunftsländer aufzuhängen oder Leute zum interkulturellen Tag einzuladen – mit der Bitte, sie sollen etwas aus ihrer Heimat mitnehmen. Das ist katastrophal. Was soll man denn da mitnehmen?

Aus dem 16. Bezirk irgendwas? Das ist lächerlich. Ich frage mich das auch immer wieder, wenn ich unterwegs bin und man quasi sagt: „Machen Sie mal Österreich!“ Bitte, was soll ich darstellen? Soll ich jodeln? Oder Walzer tanzen? Was tun? Wofür soll das stehen?

STANDARD: Woran liegt es, dass dieses Denken noch da ist? Ist das ein Mangel der Lehrerausbildung?

Synek: Wenn man sich die Lehrer – gerade im AHS-Bereich – anschaut, dann sind das meistens Menschen, die selbst gute Schüler, gute Schülerinnen waren, und die keine Schwierigkeiten in der Schule hatten. Wenn wir von bilingual sprechen, dann sprechen wir noch immer von Deutsch/Englisch oder Deutsch/Französisch – nicht von Deutsch/Türkisch, Deutsch/BKS, Deutsch/Arabisch: der anderen Bilingualität. Die Qualität dieser Zweisprachigkeit wird in der Lehramtsausbildung nicht gesehen. Hinzu kommt, dass die meisten Lehrer aus schulbildungsnahen Familienverhältnissen kommen und nichts mit dieser Problematik und der Lebenswelt migrantischer Jugendlicher anfangen können.

STANDARD: Wie viele der „Probleme“, die Migration in der Schule verursacht, sind soziale Fragen (Einkommen, Wohnsituation etc.)?

Zentner: 95 Prozent. Ich glaube, dass die große Mehrheit über die sozioökonomische oder soziokulturelle Schicht läuft und nicht darüber, welche Migrationsgeschichte in der Familie vorherrscht. Bildungsherkunft und Bildungsaspiration sind stärkere Faktoren. Da können sich zum Beispiel eine bildungsnae tsche-

sischenische und österreichische Familie ähnlicher sein, als man glauben möchte.

STANDARD: Die Eltern generation hat ja einige Konflikte „importiert“. Jugoslawienkrieg, Türken-Kurden-Problem etc. Tragen die Jugendlichen diese Konflikte auch aus? Inwiefern tragen sie, die zur Vielfalt der Gesellschaft beitragen, auch zur Vielfalt der Konflikte bei?

Synek: Ich habe das Gefühl, dass Jugendliche stärker durch Medien beeinflusst sind als durch die Eltern. Aber es kommt darauf an, ob die Kinder selbst aus Krisengebieten kommen und entsprechende Erlebnisse haben oder nicht. **Jurčić:** Ich stimme zu. Bei uns in der Schule spürt man diese Probleme jedenfalls überhaupt nicht, auch nicht, dass etwas vom Elternhaus ausginge, eher von problematischem Medienkonsum.

STANDARD: Alles auf die Medien zu schieben – damit macht man es sich aber auch etwas einfach.

Zentner: Ich denke, dass diese Jugendlichen einen besonderen Rucksack mit sich tragen und wir als Gesellschaft auch eine Pflicht haben, uns damit auseinanderzusetzen.

STANDARD: Ist dieser „Rucksack“ daran schuld, dass bei migrantischen Jugendlichen auch eine vermeintlich „patriotische“ Radikali-

sierung zu beobachten ist, eine Orientierung nach außen, mit Blick auf die fremde Heimat?

Zentner: Ja, und was man auch sieht, ist ein Punkt, der ganz massiv gekommen ist: die Bedeutung der Religion. Die Rückbesinnung auf traditionelle Werte, teilweise auf stark beeinflussende Ideologien, die unsere säkulare Haltung ablehnen. Ich glaube, dass die Eltern selbst manchmal überrascht sind, dass zu beobachten. Das ist ein Zeichen für das Phänomen der Heimatsuche. Man findet keinen Platz und sucht eine Stütze.

Synek: Je niedriger die Bildung und je weniger die Jugendlichen sich selbst als Teil dieser Gesellschaft begreifen, desto mehr dienen Religion, Tradition, Kultur der „Heimat“ als Anker für die Identitätsfindung.

STANDARD: Wie kommen wir von dieser „österreichischen Lösung“ zu einem sinnvollen Umgang mit Vielfalt in der Schule und unter den Jugendlichen?

Synek: Ius soli, Geburtsortprinzip. Hier geboren, österreichischer Staatsbürger, wenn ich mich auf einen Punkt beschränken müsste. **Zentner:** Migrationspädagogik für Österreich. Am Willkommensein arbeiten – wir haben zu viel Angst.

Jurčić: Mehr Lehrerinnen und Lehrer für muttersprachlichen Unterricht und den von Anfang an.

Das vielfältige Klassenzimmer

Mulikulti in der Schule: „Ich bin immer die Ausländerin“

Markus Rohrhofer

Linz – Hayrettin Tüfekçi ist um die Mittagszeit meist im Stress. Es gilt die Kebabmesser zu wetzen und den Getränkeköhler aufzufüllen. Seit über zwanzig Jahren lebt der gebürtige Türke in Linz und betreibt im sogenannten Neustadtviertel – von so manchem Linzer auch stigmatisierend „Klein-Istanbul“ genannt – ein kleines Lebensmittelgeschäft. Mit seinem Leben in Österreich sei er zufrieden: „Ich fühle mich gut integriert. Auch meine Familie fühlt sich hier daheim.“ Seine Kinder sind nicht weit vom kleinen Laden zur Schule gegangen.

Stigma „Ausländerschule“

In Gehweite befindet sich Oberösterreichs größte „Multikulti-Schule“: 270 Schüler aus 43 Nationen werden an der Otto-Glöckel-Hauptschule in Linz unterrichtet. Fast 96 Prozent der Schüler haben hier nicht Deutsch als Muttersprache. Das Stigma „Ausländerschule“ haftet fest an der zur Neuen Mittelschule avancierten Hauptschule mit dem klingenden Namen des großen Schulreformers Otto Glöckel.

Durch einen langen Gang im geschichtsträchtigen Gebäude zieht sich an den Wänden ein großflächiges, von den Schülern gestaltetes Mosaik – geschmückt mit den Fahnen der in den Klassenzimmern vertretenen Nationen. Die Künstler hatten entsprechend zu tun – der Blick auf die kleinteilige Fliesenkunst unterstreicht die Vielfalt. „Multikulti ist für mich Alltag. Und es macht mir jeden Tag aufs Neue Spaß. Niemals würde ich an eine andere Schule wechseln“, erzählt Direktorin Martina Rabl im Gespräch mit dem STANDARD. Seit mehr als zwanzig Jahren ist Rabl bereits an der Schule, seit 2011 Direktorin. Viel habe sich in der langen Zeit getan: „Wir haben uns spezialisiert. Ja, gut – aufgrund des hohen Migrantenanteils spezialisieren müssen.“

Man setzt auf „offene Sprachklassen“: Schüler ohne Deutschkenntnisse werden in Deutsch, Englisch und Mathematik in Kleingruppen unterrichtet, Fächer wie Geografie oder Biologie im Klassenverband gelehrt. Rabl: „Von der Anfängergruppe kommen die Schüler in die Gruppen für Fortgeschrittene und werden spätestens nach zwei Jahren in die „Regelklassen“ überstellt. Durch individuelle Förderpläne sind Spitzenleistungen möglich.“

Bildung ist auch für Nuranas Freundin Gelik Damanur (18) der Schlüssel zum Integrationserfolg: „Ich bin heute froh, dass es meinen Eltern so wichtig war, dass meine Geschwister und ich eine ordentliche Ausbildung machen. Du musst die Sprache können – auch um dich gegen Vorurteile wehren zu können.“

In eine Schule mit einem hohen Ausländeranteil würden beide Schülerinnen ihre Kinder übrigens nicht geben: „Man tut den Kindern nichts Gutes.“



Fingerzeig für mehr Akzeptanz an Schulen: Ist der Ausländeranteil in den Klassen zu hoch, ist der gute Ruf meist dahin. Foto: Matthias Cremer

Die zweitschönste Sache der Welt:

Essen. Doch wie werden aus Lebensmitteln exquisite Köstlichkeiten? Probieren Sie einen leidenschaftlichen, aber auch kritischen Blick auf die Welt der Kulinarik. Frisch zubereitet am 23. Mai im neuen Magazin Feinkost, serviert im STANDARD.



„Grundsätzlich wäre es nicht notwendig, die Vielfalt per se zu betonen.“
Manfred Zentner

MANFRED ZENTNER (47) ist am Institut für Jugendkulturforschung in Wien für Forschung und Fortbildung sowie internationale Kooperationen zuständig.

„Je älter Jugendliche werden, desto mehr wird „Kultur“ zum Thema.“
Manuela Synek

MANUELA SYNEK (53) ist Diplomsozialarbeiterin und leitet das Projekt „Back Bone – Mobile Jugendarbeit im 20. Bezirk“ (Brigittenau) in Wien.

„Unsere Kinder haben oft zwei Heimatländer und nicht nur eines.“
Maja Jurčić

MAJA JURČIĆ (42) ist Muttersprachenlehrerin für Bosnisch/Kroatisch/Serbisch in der Neuen Mittelschule in der Schopenhauerstraße 79 in Wien.

„Ohne Migranten gäbe es nur noch die Hälfte der Vereine“

Im Unterhaus des Wiener Fußballs spielen die verschiedensten Kulturen zusammen. Beim hundert Jahre alten WS Ottakring führt die Mischung zuweilen zu Reibung. Das erzeugt aber auch Wärme.

Sigi Lützwow

Wien – Es war ein wenig schade, dass am Donnerstagabend über das Treffen zwischen dem WS Ottakring und dem FC Polska nach der Halbzeit beim Stand von 3:0 für die Gastgeber der Mantel des Flutlichtausfalls gebreitet wurde. Die Partie zwischen dem Zehnten und dem 15. der Oberliga A, die mit ihrer transdanubischen Entsprechung (Oberliga B) die zweithöchste rein wienerische sowie fünfhöchste österreichische Spielklasse im Fußball darstellt, war vor dem Abbruch nämlich durchaus ansehnlich – leicht einseitig, aber ansehnlich.

Weshalb es auch fast einer Zumutung gleichkam, dass einer der 20 Zuseher auf dem Kunstrasenplatz des Trainingszentrums des Wiener Sportklubs sein Eintrittsgeld zurückverlangte. Manfred Modli, geistig schon mit den möglichen Folgen des Abbruchs beschäftigt, gab dem Begehren mit einem Seufzer statt, wies also die Kassiererin an, die fünf Euro „meinetwegen“ auszugeben.

An Modli, seit 1994 Obmann des Wiener Sportvereins Ottakring, verweist der Landesverband, wenn man sich dafür interessiert, wie eine Fußballmannschaft jenseits des Profitums funktioniert, deren Spieler vielfältigen migrantischen Hintergrund haben.

Engagement und Anliegen

Nicht immer problemlos, aber insgesamt gut funktioniert so eine Mannschaft, sagt der 67-Jährige, der auch Präsident des Wiener Kanuverbandes und noch für einige Wochen Vizepräsident des Wiener Sportklubs ist. Unwissende könnten das auf gut Wienerisch Gschafthuberei nennen, Modli

nennt es Engagement. Und für dieses Engagement wird ihm auch Respekt gezollt. 42 Jahre, bis zu seiner Pensionierung, wirkte Modli in der Postsparkasse, seit 32 Jahren ist er Funktionär, „und es war mir immer ein Anliegen, die Jugend zum Sport zu bringen.“

Dass das zunehmend zu einer Integrationsaufgabe wurde, liege an der Wandlung der Bevölkerungsstruktur im Bezirk. Modli sagt, dass ihm jede Nationalität im Verein willkommen ist, nur Disziplin und ein gewisses Zugehörigkeitsgefühl fordere er ein. „Wer sich nicht einfügt, marschier.“

Dass seine Spieler aus unterschiedlichen Kulturen und zudem aus allen möglichen Schichten kommen, helfe, eine Gemeinschaft zu bilden. „Ohne die Migranten“, sagt Modli, „gäbe es in Wien außerdem nur noch die Hälfte der Vereine.“

Zug der Zeit

„Für viele Spieler ist diese kurze Zeitspanne, sind die 90 Minuten auf dem Rasen die einzige Chance, ihrem schwierigen Alltag zu entkommen“, sagt Mehmet Akagündüz. Der selbstständige Rechtsanwalt erlernte den Fußball wie sein Bruder, der ehemalige österreichische Teamstürmer Muhammet Akagündüz, beim WS Ottakring. Mehmet Akagündüz, der selbst auch die Bundesliga (Ried, FC Tirol, WSGS Wattens) schmückte und unverdrossen für seinen Stammverein stürmt, neigt

nicht zu Romantisierungen. Die WS Ottakring, über den Vorläuferverein ASK Graphia mehr als hundert Jahre alt, wurde nämlich im Gegensatz zu vielen Wiener Vereinen gleicher Preisklasse nicht von Migranten gegründet. „Es gab immer eine österreichische Führung“, formuliert Akagündüz relativ unscharf. In den vergangenen zehn Jahren sei der „Ausländeranteil beim Klub wie im ganzen Bezirk sehr hoch“ geworden.

Dass der Fußball Kulturen vereine, kann Akagündüz, der gegen Polska sein achttes Saisonort erzielte, unterschreiben. Innerhalb der Mannschaft seien die türkischen, kroatischen, albanischen, slowenischen oder mazedonischen Wurzeln, die im Kader des



Wenig kleidet Kinder (und Bergsteiger) so gut wie ein Karohemd: Susanne Bisovsky hat daraus eine Bluse samt Gummizug-Krawatte gemacht. Dazu trägt ihr Model einen bestickten Bordürenrock.

Foto: Atelier Olschinsky



WS Ottakring zu finden sind, flott einmal vergessen. Der kulturelle Mix wirke sich dagegen nach außen hin aus. „Wir sind als Gruppe sicher emotionaler als andere.“ Das schlage sich zuweilen in unnötigen roten Karten nieder. Auch Spielabbrüche soll es schon gegeben haben.

Seine Spieler seien aus ihrer Kultur heraus auch leichter zu provozieren, sagt Trainer Thomas Wasserrab zur Verteidigung. „Die gegnerischen Spieler wissen schon, welche Worte da besondere Reaktionen hervorrufen.“ Und seine Leute würden schnell einmal zur Rudelbildung neigen.

Wasserrab spielte lange Jahre bei Post SV, beendete beim WS Ottakring seine Karrie-

re und ist seit 2011 Cheftrainer. Hin und wieder muss er allerdings in der Reserve einspringen.

Der 44-Jährige wird von seinen Spielern für das Gespür gelobt, mit dem er die eigentlich inhomogene Gruppe zusammenhält. „Es gibt natürlich auch Spannungen, aber Erfolg macht vieles leichter.“

Zuweilen muss der Coach ein Auge zudrücken, etwa wenn türkischstämmige Spieler nicht zum Training erscheinen, weil gerade Fernbahce Istanbul im Fernsehen zu sehen ist. „Oder wenn im Ramadan abends das Essen und Trinken wichtiger als das Kicken ist. Ich stell mich dann eben dazu und esse auch etwas.“

Bedenklich findet Wasserrab, dass es im Wiener Unterhaus die

Tendenz gibt, Mannschaften mit Spielern nur aus einer Nation zu bilden. Der FC Polska ist da ein Beispiel, Royal Persia (2. Klasse B) ein anderes.

Ein Statement für die Vielfalt gibt dagegen der WS Ottakring wie mittlerweile fast 60 weitere Vereine mit der Unterstützung der von der Stadt-SP ins Leben gerufenen Aktion „Fußball hat viele Gesichter“ ab. Das zweite von drei unter diesem Titel firmierende Turnier haben bei den Herren Wasserrabs Ottakringer gewonnen.

Höhere Gewalt

Die Chance, die abgebrochene Partie gegen den FC Polska auch noch zu gewinnen, stehen gut. Obmann Modli hofft, dass nicht zum Nachteil der Gastgeber strafverifiziert, sondern zu einem anderen Termin fertig gespielt wird. „Schließlich ist der Ausfall des Flutlichts ja höhere Gewalt.“ Eintrittsgeld gab's trotzdem zurück.



Manfred Modli ist Obmann des WS Ottakring und auch sonst aktiv.

Foto: Heribert Corn



Coach Thomas Wasserrab gibt den Spielern des WS Ottakring einiges zu bedenken. Und Stürmer Mehmet Akagündüz gibt den Gegnern einiges zu bewachen.



Fotos: Heribert Corn

Zwischen Pest und Gedröhne

Die Bruji haben mit ihrem Gedröhne einst den burgenlandkroatischen Kammerton A verändert. Die Burgenlandroma leisten als jüngste Volksgruppe Aufbauarbeit an ihrer beinahe vernichteten Kultur.

Wolfgang Weisgram

Veliki Borištof – Joško Vlasich ist ein etwas älterer Herr, aber er kann sich immer noch freuen wie ein Kind. Zum Beispiel auf sein pfingstamstägiges Konzert drüben in Filež (Nikitsch). Dort „sind wir zum ersten Mal wieder seit 20 Jahren“. Mag sein, der SP-Partei-manager aus Mjenovo (Kr. Minihof) und der aktuell etwas geschurigelte Umweltminister aus Šuševo (Nebersdorf) schauen auch auf einen Sprung vorbei. Joško Vlasich, einst Landtagsabgeordneter der Grünen, ist seit 2010 wieder Frontmann der Bruji, die vor mehr als 30 Jahren den „Krowodnrock“ erfunden haben und wenig später in Veliki Borištof (Großwarasdorf) ein Heimstadion gefunden haben im Haus der Kulturgenosenschaft – kroatisch: Kulturna zadruGA – Kuga. Kuga heißt Pest. Und Bruji Gedröhne, und beides zusammen

war die Ansage der damals Jungen, dass der Spaß mit der immergleichen Tamburica demnächst zugunsten der Stromgitarre vorbei sein werde. War er natürlich nicht. Die Burgenlandkroaten sind schließlich Österreicher, weshalb ihnen der Zweischritt des Fortschritts nicht fremd ist: Da muss was g'schehn! – Da kannst nix machen! Das Herz des alten Volksgruppenrockers geht mittlerweile schon auf, wenn ausdrücklich Bruji von einer Jugendgruppe ins Südburgenland gerufen wird. Das mache einem deutlich, „dass doch was hängen-geblieben ist“.

Schmerz des Rückblicks

Das ist es wohl auch in Erba, also Oberwart, wo nach dem Mordanschlag von 1995 die Roma nach und nach „Vom Rand in die Mitte“ gerückt sind, wie der Obmann des Kulturvereins der Österreichischen Roma, Rudolf Sarközi, das Buch zur heurigen 20-Jahr-Feier der Volksgruppenanerkennung betitelte. So wie bei den Kroaten, steht bei den Roma die Sprachpflege ganz oben. Darum kümmert sich zum Beispiel Emmerich Gärtner. Aber anders als die Kroaten, müssen die Roma sich auch dem Schmerz des Rückblicks stellen. Das tut etwa der nachdenkliche Schriftsteller Stefan Horvath, dessen jüngstes Buch „Atsinganos“ die Geschichte der drei Romasiedlungen am Rande von Erba erzählt.



Die Linzer Goldhaube ist eines der bekanntesten Trachtelemente. Was kaum jemand weiß: Sie war eines der frühesten Piercings. Mit einer Hutnadel wurde sie in manchen Fällen durch die Kopfhaut befestigt.

Foto: Atelier Olschinsky



Must read.

DAS HAT



Österreichs erfolgreichster Unternehmer unter Beschuss: Andritz-Boss Wolfgang Leitner und seine weltweiten Troubles.

Nach den Hacker-Attacken: Wie sicher ist Ihr Online-Banking?

Jetzt
NEU!

www.format.at

Wirtschaft. Wöchentlich. Jeden Freitag neu.

„Haben Sie Billacard?“

Was Sprache in Österreich über räumliche und soziale Herkunft aussagt

Alois Pumhösel

Wien – Wien ist anders. „Der Dialekt in Wien wird einerseits stigmatisiert, in bestimmten Kontexten aber auch idealisiert. Seit geraumer Zeit werden hier Kinder aber nicht mehr im Dialekt sprachlich sozialisiert“, erklärt Manfred Glauning, Soziolinguist und Dialektforscher an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Was den Dialekt ersetzt, sei auch keine „echte“ Standardsprache, sondern ein intendiertes „Hochdeutsch“, eine Annäherung. „In der nächsten oder übernächsten Generation wird in Wien der Dialekt im heutigen Sinn in der Alltagskommunikation nicht mehr da sein.“ Migrationssprachen verändern – anders

als in früheren Tagen – die gesprochene Sprache derzeit unauffälliger. Im 19. Jahrhundert war das noch anders: Die Einwanderungswelle Tschechisch und Slowakisch sprechender Menschen hat das Wienerische damals relativ rasch stark verändert. Im 20. Jahrhundert laufe das anders ab: „Die Zuwanderergruppen sind oft per se stigmatisiert.“ Übernommen werde vor allem aus dem prestigeträchtigeren Englisch. Wenn Einwanderer aus der Türkei oder vom Balkan einen Einfluss auf den Sprachgebrauch haben, kommen die Veränderungen möglicherweise erst nach einigen Generationen zum Vorschein. Und dann vielleicht weniger lautlich, sondern in grammatischen Strukturen: „Ich fahr mit Bus.“ „Haben Sie Billacard?“ Zunehmend höre man mögliche Hinweise, aber das sei noch nicht untersucht.

Der starke Abbau des Dialekts in Wien stellt jedenfalls einen wesentlichen Unterschied zum restlichen Österreich dar. „Selbst wenn die Leute hochsprachennahe sprechen, kann man gewisse regionale Merkmale erkennen, die eine Kärntner, steirische oder Tiroler Herkunft verraten.“ Trotzdem verändert sich auch in den Bundesländern der Dialekt laufend. Kleineräumige Dialekte transformieren sich zu größeräumigeren Ausgleichsformen.

Ein regionales Selbstbewusstsein, das sprachlich kodiert ist, unterliegt offenbar einem West-Ost-Gefälle. Allein Oberösterreich fällt aus dem Rahmen: „Trotz der Nähe zu Wien und hohen Industrialisierungsgrads ist die regionale Identität sehr stark ausgeprägt.“ In Linz hört man Jugendliche in der Straßenbahn Dialekt sprechen. In Wien sei das fast ausgeschlossen, in Graz nicht mehr selbstverständlich. Dem West-Ost-Gefälle entsprechend wird Dialekt im Westen Österreichs auch viel weniger mit sozialer Herkunft assoziiert. „In Vorarlberg und Tirol ist Dialekt nicht unbedingt ein sozialer Marker“, sagt Glauning. „Je weiter man nach Osten kommt, desto stärker ist eine gewisse soziale Markierung über Sprache da.“ Standardsprache sei aber nicht mehr prinzipiell mit „sozial oben“ assoziiert.

Auch Politik und Technik hinterlassen Spuren in der Sprache: „Die Globalisierung scheint eine Gegentendenz ausgelöst zu haben, die kleineräumigere Formen, Identitäten, Rahmen sucht“, sagt Glauning. Die Digitalisierung führe mit Chats und SMS zu einer „geschriebenen Mündlichkeit“. Auch da komme viel Regionales hinein. Angst, dass sprachliche Vielfalt im globalen medialen Rahmen des Internets verschwindet, sei unbegründet. „Es werden immer wieder Formen gefunden werden, die sich einer vermeintlichen Einheitssprache entgegensetzen.“ Man werde immer Möglichkeiten finden, um Sprache zu variieren und dabei zusätzliche Informationen, etwa Gruppenzugehörigkeit, zu kodieren.

Einem Sprachpurismus steht Glauning skeptisch gegenüber. Es gebe ohnehin „eine ganz spezifisch österreichische Ausprägung der Standardvarietät der deutschen Sprache“. Die verschiedenen Varianten, selbst in der „Hochsprache“, böten ein zusätzliches Spektrum an Möglichkeiten. Man verstehe „Januar“ oder „Blumenkohl“ auch in Österreich. Mehrere Formen könnten nebeneinander existieren. „Sprachliches Nationalisieren lehne ich ab.“



Ernest Gabmann klagt Airport-Boni ein Seite 28

Bitte zu Tisch: Ethno-Küche ist in Seite 26

derStandard.at/Wirtschaft



Unfallgefahr bei Rettungseinsätzen

Der Währungsfonds lobt die internationalen Notenbanken, die mit einem Kraftakt eine Depression verhindert hätten. Die Risiken in ihren Büchern sind freilich gewaltig: Bis zu eine Billion Euro Verlust droht.

Washington/Wien – Sie haben Zinsen auf Rekordtiefs gesetzt und Rekordsummen in die Märkte gepumpt, um die Wirtschaft wenigstens nicht ganz einbrechen zu lassen. Die Rolle der internationalen Notenbanken wurde nun vom Internationalen Währungsfonds (IWF) analysiert. Der findet zwar viel Lob, weil die Maßnahmen Schlimmeres verhindert hätten. Allerdings werden auch die Risiken beleuchtet, die sich insbesondere durch den Ankauf von Wertpapieren ergeben.

Dieses „Quantitative Easing“ wurde ergriffen, weil von den niedrigen Zinsen keine stimulierende Wirkung auf die Konjunktur ausging. Egal ob Staatsanleihen, Immobilienkredite oder andere Schuldverschreibungen: Insbesondere die Notenbanken der USA, Japans und Englands nahmen so ziemlich jedes Papier in ihre Bücher, um die Wirkung der niedrigen Leitzinsen sicherzustellen, und trieben damit die Kur-



IWF-Chefin Christine Lagarde hat Zuckerbrot und Peitsche für US-Notenbanker Ben Bernanke parat: Seine Eingriffe bisher waren nützlich, doch jetzt sitzt er auf einem gewaltigen Berg an Risiken.

Foto: Reuters / Lefteris Pitarakis

se dieser Wertpapiere nach oben. Wenn die Zinsen bei einer Erholung der Wirtschaft steigen und die sich gegenläufig dazu bewegendenden Kurse absacken, wird das die Währungshüter treffen.

Der IWF hat dabei mehrere Szenarien erstellt: Ein Worst Case, bei

dem die kurzfristigen Zinsen um sechs Prozentpunkte, die langfristigen um 3,75 Prozentpunkte steigen, würde beispielsweise die japanische Notenbank mit bis zu 7,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts belasten. Die Fed sähe sich mit Verlusten von mehr als vier

Prozent, die Bank of England von knapp sechs Prozent des BIP konfrontiert. Addiert man die Zahlen, kommt man in diesem Szenario auf ein Ausfallrisiko von umgerechnet knapp einer Billion Euro. Die EZB wurde nicht einbezogen, da sie nur in sehr geringem Aus-

maß als Wertpapierkäufer, dafür umso stärker als Geldverleiher für die Banken aufrat.

Laut IWF handelt es sich dabei nicht nur um Buchverluste, sondern um realisierte Abgänge. Die aufgekauften Wertpapiere seien nämlich größtenteils mit langen Laufzeiten versehen. Sie müssten also bei einem Anziehen der Konjunktur auf den Markt geworfen werden, um die Expansion der Geldpolitik umzukehren. Da diese Abschichtung nicht kurzfristig erfolgen kann, wären die Notenbanken mit weiterhin niedrigen Zinsen auf die bereits angeschafften Schuldscheine konfrontiert. Gleichzeitig müssen sie zur Reduktion der Geldmenge Liquidität von den Banken einziehen und auf diese Reserven zu hohen Zinsen bedienen.

Einbußen für Staaten

Auch in einem realistischeren Szenario, das die Periode 1993 bis 1995 als Vergleich heranzieht, sind die Verluste beachtlich: Sie beliefen sich auf zwei Prozent (USA) bis 4,3 Prozent (Japan) des Bruttoinlandsprodukts. Die Einbußen wären für die betroffenen Staaten von Bedeutung, blieben doch die üppigen Gewinnabführungen der Notenbanken aus. Zudem würde diese Entwicklung wohl auch Rekapitalisierungen der monetären Zentralstellen erforderlich machen. Zudem befürchtet der IWF, dass die Beendigung der Geldschwemme zu Turbulenzen an den Märkten führen könnte, indem große Schwankungen bei Kapitalflüssen und Wechselkursen auftreten.

Nicht zuletzt wird der Ausstieg aus der expansiven Politik für die hoch verschuldeten Staaten zur Herausforderung. Die niedrigen Zinsen waren nicht gerade ein Anreiz dafür, die öffentlichen Finanzen zu sanieren. Um die Stabilität der Haushalte nicht zu gefährden, könnte der politische Druck auf die Zentralbanken steigen.

All diese Gefahren beschreibt der Internationale Währungsfonds ausführlich. Um dann doch zu dem Schluss zu kommen: Die positiven Effekte der unkonventionellen Maßnahmen überstiegen die potenziellen Kosten des Nichtstuns deutlich. (as)

„Da muss irgendwann eine Blase platzen“



Der Ökonom und Autor **Max Otte** kritisiert die Zentralbanken für eine Politik gegen den Mittelstand und warnt vor Blasen als Konsequenz niedriger Zinsen. **Lukas Sustala** stellte die Fragen.

STANDARD: Am Anleihenmarkt gibt es aktuell eine regelrechte Rekordjagd. Selbst für spekulative Ramschanleihen sind die Zinsen in den USA etwa auf weniger als fünf Prozent gefallen. Droht eine Blase? **Otte:** Die Zinsen sind lächerlich niedrig. Und die Finanzmärkte agieren wie so oft höchst irrational. Wenn man von einem natürlichen Zinssatz von ungefähr vier Prozent auf der Welt ausgeht, dann müsste selbst eine Qualitätsanleihe ungefähr sechs Prozent bieten. Wenn aber die Schrottanleihen nur fünf Prozent abwerfen, die zweistellige Renditen bieten müssten, dann wissen wir, dass da irgendwann eine Blase platzen muss.

STANDARD: Erst vor fünf Jahren hatten wir eine Kreditkrise. Woher kommt die Blase diesmal?

Otte: Die Notenbanken haben ja diese Blase befördert, weil sie die Märkte mit Liquidität versorgt. Beim Segelflug gibt es dazu ein passendes Phänomen. Wenn Sie den Anstellwinkel vergrößern, werden sie allmählich langsamer. Irgendwann kommt es dann zum Absturz. So eine Situation haben wir gerade.

STANDARD: Sie sehen also ein Ende der Fahnenstange für die Geldpolitik? Trotz der jüngsten radikalen Maßnahmen in Japan?

Otte: Hätten wir Marktwirtschaft, wäre das Ende schon längst er-

reicht. Wir haben aber einen schleichenden Übergang in die Planwirtschaft, in dem Sinne, dass Zentralbanken zu Geschäftsbanken werden und Ramschpapiere kaufen. Wenn diese nicht so tricksen würden. Eine Notenbank kauft Ramschpapiere, die sonst keiner mehr haben will. Sie greifen mit immer brutaleren planwirtschaftlichen Methoden in den Geldkreislauf ein und generieren sich als Geschäftsbanken. Deshalb kann das niedrige Zinsniveau noch eine Zeitlang halten, aber irgendwann muss es platzen. Mit dem massiven Hineinpassen bekommen sie die Kreditkanäle nicht auf.

STANDARD: Trotz extrem lockerer Zinspolitik werden kaum neue Kredite vergeben. Warum?

Otte: Wir haben eine Ordnungspolitik, die das spekulative Agieren von Hedgefonds, Family-Offices und toxischen Tradern erleichtert. Gleichzeitig werden über die Bankkapitalregeln Basel II und Basel III die Pipelines zum Mittelstand zugeschnürt. Das ist gewollte oder zumindest in Kauf genommene Politik. Banken können so viel Liquidität schaffen, wie sie möchten, und schaffen damit eine Inflation bei den Vermögensprei-

sen. Unterm Strich wird dennoch der Mittelständler bestraft. Die Geldmenge kommt nicht an.

STANDARD: Aber Unternehmen können sich doch über Anleihen immer billiger finanzieren.

Otte: Das ist ein Trend zu Großstrukturen. Ab einer bestimmten Größe können Unternehmen Anleihen emittieren. Der mittlere Mittelstand aber kann das nicht, über die Intervention der Notenbank und über Basel III wird eine brutale Anti-Mittelstands-Politik gemacht. Dabei hat ein kreditbasiertes System viele Vorteile. Es ist nachhaltiger und längerfristig ausgerichtet, es schwankt weniger, und die Banken müssen genauer rechnen.

STANDARD: Genauer rechnen?

Otte: Als Goldman Sachs in der Krise in eine Geschäftsbank umgewandelt wurde, hat man das Management gefragt, ob es auch ins Bankgeschäft einsteigen und Kredite vergeben möchte. Die Antwort von Bankchef Lloyd Blankfein lautete: „Too risky.“ Das schnelle Geld geht da-

mit nicht. Das sind zwei unterschiedliche Betriebssysteme des Banking. Das angelsächsische System hat quasi gesiegt, aber das ist nicht unseres in Deutschland oder Österreich. Heute wird Kredit sehr leicht für Spekulation gegeben, aber für reale Investitionen ist es schwieriger.

STANDARD: Einerseits erreichen die Aktienmärkte neue Rekordstände,

Unterm Strich wird der Mittelständler bestraft. Die Geldmenge kommt nicht an.



Die Familie von Susanne Bisovsky stammt aus Polen. In Lowicz hat die Designerin diese Originaltracht erstanden, allerdings erst nach „stundenlangem Überreden“ der vorigen Besitzerin. Insgesamt wiegt die Kreation über 20 Kilo.
Foto: Atelier Olschinsky

Halal und Süt: Hürdenlauf im Lebensmittelhandel

Industrie wächst mit Ethno-Küche vor allem im Export

Verena Kainrath

Wien – Alfred Berger kann sich an den Sturm der Empörung noch gut erinnern. 3000 Mails mit Drohungen und persönlichen Anfeindungen seien über die Nöm hereingebrochen, erzählt der Chef des Molkereikonzerns, ausgelöst von drei Buchstaben auf Milchpackerln für Ethno-Supermärkte: Süt, auf Türkisch Milch. Es war eine Hetzkampagne, aus der er viel gelernt habe, sagt Berger. Er habe die zweisprachigen Packungen 2010 nicht zurückgezogen, dafür jedes Mail beantwortet lassen. „Heute erfreuen sie sich bester Beliebtheit.“ Bei Spar löste eine einzelne Halal-zertifizierte Wurst vor Jahren eine Beschwerdeflut aus. Die Handelskette stoppte die Listung, will aber jetzt neu Anlauf nehmen. Für ähnlichen Wirbel sorgte bei Merkur nach islamischen Regeln zertifiziertes Faschiertes. Worauf Rewe unsachliche Kritiker hart in die Schranken wies und Ruhe einkehrte. Es seien einige wenige, jedoch gut vernetzte Leute aus der rechten Ecke, die Stürme im Wasserglas auslösen, sagt Günther Ahmed Rusznak, Präsident des Islamischen Informations- und Dokumentationszentrums. Dass im Islam der Schutz der Tiere etwa hohen Stellenwert habe, diese auch vor der Schlachtung betäubt würden, das werde von ihnen schlicht nicht zur Kenntnis genommen. Der Markt für Lebensmittel, die auf die Essensgewohnheiten Menschen verschiedenster Nationalitäten und Religionen Rücksicht nehmen, gewinnt in Europa stark an Gewicht. Auch Österreichs Le-

bensmittelindustrie ist längst dafür gerüstet – reüssiert damit aber fast ausschließlich im Export, sagt Josef Domschitz, der die Branche in der Wirtschaftskammer vertritt. 80 Hersteller sind bereits Halal-zertifiziert, von Fruchtsaftherstellern und Energy-Drink-Anbietern bis zu Spezialisten für Gewürze und Backmischungen. Und Rusznak zählt jede Woche ein bis zwei weitere Anfragen. In Europa leben 45 Millionen Muslime. Für Nahrungsmittelproduzenten erwachse daraus ein bedeutender Wirtschaftszweig, ist Domschitz überzeugt. In Deutschland, Großbritannien und Frankreich seien Halal-Produkte etwa längst selbstverständlich, ergänzt Rusznak, Österreich hingegen hinke hinterher. Merkur bedient Einwanderer in den Filialen mit rund 400 Produkten aus ihrer Heimat. Die Palette werde erweitert; es sei ein kleiner, jedoch sehr lebendiger Geschäftszweig, sagt Rewe-Sprecherin Ines Schurin. Spar baut Ethno-Food im urbanen Bereich aus und lässt sich den Markenmix von externen Spezialisten zusammenstellen. Zielpunkt vervierfachte die Palette an türkischen, kroatisch/serbisch/bosnischen Artikeln in den Ballungsräumen auf 99. Vorstand Thomas Tanny spricht von einem „klaren Wachstumsmarkt“, zumal laut Statistik Austria bereits fast 18 Prozent der Österreicher Zuwanderer der ersten und zweiten Generation seien. Lebensmittel aus aller Welt nach Österreich holen zudem die Farbtupfer unter den Supermarkttiesen: türkische und asiatische Händler von Etsan und Aycan bis zu Prosi und Nakwon.

Wie der Curry auf den Heuberg kam

Das Schutzhaus am Hernalser Heuberg ist für Schnitzel mindestens so berühmt wie für grandiose vegetarische Currys. Der Chef aus dem südindischen Madras spricht breites Hernalserisch, die Köchin kommt aus Polen. Porträt einer ziemlich wienerischen Mischkulanz.

Severin Corti

Wien – „Ja hallotschi, servas Rudi, wie hammas heit?“ Sridharan Bhashyan, den hier alle Roger rufen, grüßt einen Stammgast, der „auf a Plauscherl und an Spritzer rot“ vorbeischaute. Mit dem stolzen Schnauzer, dem Kellnerwams und dem breiten Hernalserisch wirkt Bhashyan wie ein archetypischer Wiener Vorstadtwirt. Nur die ungekünstelte Menschenfreundlichkeit und die Hautfarbe deuten darauf hin, dass hier ein Zuag'raster den Dienst am Gast versieht. Bhashyan arbeitet seit 26 Jahren im Schutzhaus am Heuberg. Im Jänner 1987 war er aus Bern kommend in Wien gelandet. „Nach zwei Wochen hab ich im Schutzhaus als Hilfskellner angefangen.“ Der Rest ist sozusagen Geschichte: 2001, als seine Chefs in Pension gingen, hat Bhashyan die Pacht übernommen. „Am Anfang war's ned immer leicht“, erzählt er, „da hab ich noch an Schweizer Akzent gehabt.“ Ein paar Stammgäste hätten sich zwar verflüchtigt – dafür seien neue dazugekommen: „Man darf nicht vergessen: Ich war der erste Ausländer hier oben am Berg.“ Und die Chefin habe über-

haupt „a bissl Zeit braucht“, bis sie sich mit der Idee eines Kellners angefreundet hatte, dem „das Ausland“ schon an der Nasenspitze anzusehen war: „Ich hab mich beim Chef beworben“, sagt Bhashyan, „die Chefin war auf Urlaub. Als sie eines Mittags in der Tür stand und ich in Kellnermontur mit Schnitzeln vorbeigelaufen bin, hat sie nur einen Satz gesagt – ‚Was macht der Neger da?‘“ Bhashyan lacht, als hätte er einen guten Schmah erzählt. Dass die „Frau Chef“ bald überzeugt war, hängt wohl mit der außerordentlichen Bereitschaft Bhashyans zusammen, die Regeln und Gebräuche des einstigen Gastlands – seit 1998 ist er Österreicher – nicht infrage zu stellen. Als Brahmane ist er Vegetarier, Rinder sind den Hindus überhaupt heilig. Dass der Zwiebelrostbraten und speziell das Bœuf Stroganoff von der Schutzhaus-Karte einen Ruf wie Donnerhall im Grätzl haben, habe ihn aber nie gestört, sagt Bhashyan – im Gegenteil: „Wenn ich damit ein Problem hätte, wäre ich kaum nach Europa gekommen.“ Zwar habe er Fleisch „niemals auch nur gekostet“ – was er in den Jahrzehnten seines Berufslebens aus der Küche an die Ti-

sche getragen hat, waren aber fast immer Gerichte, in denen Schwein und Rind die Hauptrolle spielten. „So ist das eben: Samma a Wiener Schutzhaus oder ned?“ In der Küche steht seit 14 Jahren Ella Mysyk, die aus Krakau stammt. Die Wiener Küche sieht sie eng mit der polnischen verwandt. Dezidiert heimatische Gerichte aber haben es bisher noch nicht auf die Speisekarte geschafft – obwohl Mysyk im Gespräch erwähnt, dass sie durchaus Lust hätte, den Gästen einmal Kroketti mit Barszcz (panierte Fleischpalatschinken, die mit einer Tasse klarer Rote-Rüben-Suppe serviert werden, Anm.) vorzusetzen. „Dann mach ma das, und zwar bald“, meint Bhashyan darauf, „des geht sicher auch wie die Feuerwehr.“ Vergangenes Jahr hat sich die Palette der Speisen im

Schutzhaus nämlich ganz entscheidend erweitert. Bhashyans Frau Radha, die zuvor ein südindisches Lokal in Floridsdorf betrieben hatte, kocht seitdem jeden Abend Spezialitäten aus der Heimat – und die haben sich zu einem absoluten Renner entwickelt. „Inzwischen macht die indische Küche locker 80 Prozent der Abendbestellungen aus“, erklärt der Chef, „oft ist es so, dass die älteren Herrschaften in einer Runde wienerisch bestellen, die Jüngeren sich's aber total auf unsere Kormas und Dhosas (knusprige Reismehlpalatschinken, Anm.) stehen.“ Auch Ella Mysyk, die inzwischen etliche südindische Rezepte intus hat und für die Currys mit Fleisch verantwortlich zeichnet, kann sich ein Leben ohne „scharfe Chutneys“ inzwischen nicht

mehr vorstellen: „Wenn man einmal auf den Geschmack gekommen ist, kommt einem das Leben ohne Chilischärfe ziemlich langweilig vor.“ Längst ist es deshalb zur Gewohnheit geworden, dass sich das Team morgens vor Arbeitsantritt zum gemeinsamen Frühstück einfindet. „Indisch natürlich“, lacht Mysyk, „da gibt's dann gedämpfte Grießnockerl indische Art mit Dhal-Sauce und verschiedenen Chutneys – das weckt ganz anders auf!“ Und wie haben die Bhashyans sich mit der heimischen Küche angefreundet? „Hm. Vieles wirkt für unsere Gaumen halt gar ungewürzt“, sagt Radha, „aber einmal in der Woche kocht Ella für uns auf – da gibt's gebackenes Gemüse mit Sauce trara. Aber mit extra viel frischem Chili drin!“

www.restaurant-heuberg.at



Schutzhaus-Wirt Sridharan Bhashyan, seine Frau und Curry-Spezialistin Radha und Köchin Ella Mysyk aus Krakau: Modell eines vielfältig fruchtbaren Kultur-austauschs.
Foto: Heribert Corn

Sprachtraining, Stereotype und Stolpersteine

Betriebe werden zunehmend globaler. Die Vermittlung interkultureller Kompetenz wird damit immer wichtiger. Denn nicht selten scheitert ein Deal am fehlenden Verständnis für den anderen. Wie Banken mit der Vielfalt umgehen – ein Überblick.

Bettina Pfluger

Wien – Zehn bis 15 Sprachen sind es schnell, die man im Zuge eines Meetings bei der Privatbank Gutmann hören könnte. Die Bank hat durch ihre Expansion auch neue Sprachen an Bord geholt. „Bei internationalen Besprechungen wird daher Englisch gesprochen, damit sich alle verständigen können“, sagt Alexandra Norman-Audenhove, die bei Gutmann für das Institutional Banking zuständig ist. Die Möglichkeit, in eine Auslandsniederlassung zu wechseln, wird nicht offensiv angeboten. Bei Festivals wird jedoch darauf geachtet, dass diese multikulturell sind und möglichst viele internationale Mitarbeiter anwesend sind.

54 Nationen sind es, die bei der Raiffeisen-Bank International (RBI) zusammenkommen. Um Hürden zu vermeiden, wird versucht, die positiven Aspekte des Andersseins zu verstärken, teilt eine Sprecherin mit. Umgesetzt wird das durch ein Angebot an Grattisprachkursen für die Mitarbeiter. Im Vorjahr gab es dafür in Summe 2345 Trainingstage. Neben Deutsch und Englisch stehen auch osteuropäische Sprachen auf dem Programm. In den sogenannten interkulturellen Trainings wird nicht nur über natio-

nale Gepflogenheiten oder geschichtliche Hintergründe informiert. Auch „How to do business in ...“ steht laufend auf dem Programm. Das Verständnis für andere Länder und deren Sitten soll auch im Mobilitätsprogramm nähergebracht werden – ein Jobaustausch für einige Wochen wird vom Konzern unterstützt.

Kulinarium

Wichtig ist in diesem Zusammenhang im Hause Raiffeisen auch die Kulinarik. Die Mitarbeiter veranstalten regelmäßig kulinarische Themenabende, bei denen nationale Speisen serviert werden. Rezepte aus jenen Ländern, in denen die RBI vertreten ist, haben 2006 auch den Geschäftsbericht aufgelockert. Die Nachfrage nach diesem Bericht war so groß, dass Exemplare nachgedruckt werden mussten.

Das zweisprachige Intranet wird mittlerweile auch dafür benutzt, sich von den ausländischen Mitarbeitern Tipps für den nächsten Urlaub zu holen, fasst die RBI-Sprecherin zusammen.

Die Erste Bank vereint 40 Nationalitäten unter ihrem Dach. Konzernsprache ist Englisch, „damit tun wir uns alle gleich schwer“, gibt eine Mitarbeiterin Einblick. Das Thema kulturelle Vielfalt wird



WISSEN

Punktesystem mit Hürden

Abertausende Fachkräfte und Hochqualifizierte sollte die neue Rot-Weiß-Rot-Card nach Österreich bringen. Doch seit der neue Aufenthaltstitel mit der Fremdenrechtsnovelle 2011 eingeführt wurde, sind nur rund 1500 Menschen gekommen. Denn das Punktesystem, das abgeschlossene Ausbildungen, Berufserfahrung, Sprachkenntnisse und Alter misst, sowie die verlangten Einkommensuntergrenzen gehen laut Beratern und Experten vielfach an der Realität vorbei.

So scheitern Hochqualifizierte, die auf Arbeitssuche nach Österreich einreisen dürfen, vielfach an den strengen Fristen beim Übergang von den erlaubten sechs Monaten Aufenthalt ins normale Rot-Weiß-Rot-Card-Regime. Qualifizierte und sonstige Fachkräfte sowie Drittstaatsangehörige, die in Österreich ein Masterstudium abgeschlossen haben, finden wiederum nur sehr schwer einen Job, der mehr als den verlangten Monatsbruttolohn einbringt: 1997 Euro etwa für Studienabsolventen.

Unüberwindbar sind vielfach aber auch die Hürden für Künstler, die aus Drittstaaten für einen Auftritt oder eine Saison ins Land geholt werden sollen. Zweifelt die österreichische Botschaft in ihrem Heimatstaat, dass sie auch rückkehrwillig sein werden, so gibt es kein Visum. (bri)

Foto: Corn

denzen – hier Ökonomisierung in finanzieller Hinsicht, da der Mehrwertsgedanke im Sinne gesellschaftlicher, leicht lesbarer und anwendbarer Form – radikal weiter, gäbe es in der Folge keine abstrakte Kunst, keine neue Musik oder Dichtung mehr. Denn diese Kunstformen sind nicht ökonomisierbar, sondern waren von jeher – bedauerlicherweise – nur einer kleinen Elite zugänglich. Eine kluge Kulturpolitik weiß um diese Problematik und schafft ausreichend Freiraum für Unterschiedliches.

STANDARD: Aber migrantische Themen sind nicht wegzudiskutieren.

Kaup-Hasler: Natürlich kann man nicht stehenbleiben. Migrantische Fragestellungen sind in einem zeitgenössischen, urbanen Kontext einfach da. Es sind Themen, mit denen sich die Gesellschaft und damit auch die Kultur natürlich beschäftigen muss. Aber vieles ist doch keine reine migrantische Problematik. Entfrem-

dung beispielsweise betrifft uns alle. Das ist eine grundsätzliche existenzielle und philosophische Frage.

VERONIKA KAUP-HASLER (45), gebürtige Dresdnerin, leitete das Festival Theaterformen in Braunschweig und Hannover, ehe sie 2006 zur Intendantin des Steirischen Herbstes bestellt wurde.



Politik gewährt gern Förderungen, wenn Kunst sich heißer Themen annimmt.

“



„Gebunden sein“ heißt bis heute verheiratet sein. Das geht auf die Art zurück, wie Frauen früher ihre Kopftücher banden – verheiratete Frauen unter dem Kinn, ledige im Nacken.

Foto: Atelier Olschinsky



„Vieles ist keine rein migrantische Problematik“

Veronika Kaup-Hasler über die Rolle der Kunst in migrantischen Gesellschaften und die Gefahr ihrer Vereinnahmung: Mit der Intendantin des Steirischen Herbstes sprach Andrea Schurian.

STANDARD: Ist es für den Steirischen Herbst, derja sehr international ausgerichtet ist, schwierig, für Kunstschaffende Einreisebewilligungen zu bekommen?

Kaup-Hasler: Das ist stark abhängig vom Herkunftsland. Normalerweise nicht, aber selbst wenn, wäre das kein Hinderungsgrund für mich, spannende Künstler zu programmieren. Aber wir haben schon die Erfahrung gemacht, dass es für afrikanische Künstler besonders schwierig ist, Einreisebewilligungen von österreichischer Seite zu bekommen. Bei Afrika beginnen andere Mechanismen zu wirken. Da werden viele Sicherheitswälle hochgezogen, und man merkt, wie xenophob die Gesetzgebung hier agiert. Für unser Truth is concrete-24/7-Marathon-Camp 2012 zu politischen Strategien in der Kunst war es mitunter tatsächlich ein Problem – unter anderem auch, weil wir in besonderem Maße Künstler und Aktivisten eingeladen haben, die in ihren jeweiligen Ländern in Opposition zu den herrschenden Systemen und Machtverhältnissen stehen.

STANDARD: Würde Österreich, um die kulturelle Vielfalt zu spiegeln, ein migrantisches oder postmigrantisches Theater brauchen?

Kaup-Hasler: Wenn zum Beispiel die türkische Gemeinde eine Notwendigkeit sieht, ein Theater für sich zu entwickeln, kann man das nur begrüßen. Aber es muss nicht künstlich geschaffen oder von

außen aufgepappt werden. Wenn sich Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenschließen, weil sie endlich ein Theater oder eine andere kulturelle Einrichtung haben wollen, dann sollen sie das tun wie jede andere Gruppe auch. Interessanter ist für mich darüber hinaus, inwieweit im kulturellen Mainstream, in Schauspielschulen oder an den traditionsreichen Theatern Menschen unterschiedlicher Herkunft auftauchen – und welche Rolle sie da spielen. Es hat auch etwas mit dem Eingebettetsein in kulturelle Zusammenhänge zu tun, wenn man sagt: „Ich möchte in diesem Land Schauspieler sein.“ In Deutschland ist die zweite und dritte Generation bereits stark vertreten. Das Problem ist allerdings, dass Menschen mit migrantischen Wurzeln meist den Prototypen des „Ausländers“ spielen müssen. Das wird wohl noch eine Generation brauchen, ehe sich das ändert.

STANDARD: Welche Rolle spielt die Politik bzw. sollte sie spielen?

Kaup-Hasler: Sie ist aus meiner Sicht ambivalent. Politik gewährt gern Förderungen, wenn Kunst sich heißer Themen annimmt, die sie selber nicht bewältigt. Dazu gehört auch die Immigrationsfrage. Man weiß, man kriegt eher Subventionen, wenn man einen Abend mit Roma oder ein Theaterstück über misshandelte Kinder macht oder Drogenprobleme behandelt. Diese Kehrseite des Gut-

mensentums führt nicht immer zu guter Kunst. Um nicht missverstanden zu werden: Natürlich entstehen wunderbare Ereignisse, die vor allem in einem lokalen Umfeld enorm wichtig sind. Aber man kann auch feststellen, dass es oft gebrauchsbewusst, angewandte Kunst ist. Diese Art der Kunst ist von der Politik sehr erwünscht – auch weil es viel zu lange nichts in dieser Richtung gegeben hat respektive die Notwendigkeit nicht begriffen wurde, die Vielfalt unterschiedlicher Kulturen auch zu thematisieren.

STANDARD: Kunst und Politik sollen politische Defizite korrigieren – besteht da nicht die Gefahr der Instrumentalisierung?

Kaup-Hasler: Genau. Dass sie besteht, sieht man ja auch in vielen Stiftungen und EU-Anträgen. Ich verfolge diese Entwicklung mit großem Interesse: Einerseits steht man als Kulturinstitution unter finanziellem, Quoten- und Maximierungsdruck. Die andere Seite ist angewandte und sozial relevante Kunst, die politische Themen aufgreift, die nicht ausreichend von der Politik behandelt werden. Aber ich sehe da auch eine Gefahr – nämlich dass die Autonomie und die grundsätzliche Widerstandskraft der Kunst gegenüber jeglicher Vereinnahmung auf der Strecke bleiben. Denkt man obengenannte Ten-

„Unsinnige Vorschriften“ behindern Qualität

Physiker Rudolf Grimm kritisiert Bürokratie bei Jungforschern aus Nicht-EU-Staaten

Peter Illitschko



Laborarbeit und Dissertation von Nicht-EU-Ausländern in Österreich: oft erst nach bürokratischen Hürden. Foto: AP/Maurer

Wien – Ein junger chinesischer Physiker wurde einst von der Uni Innsbruck angeworben, um hier an einem Projekt mitzuarbeiten und dabei gleich seine Dissertation zu schreiben. Man wollte ihn anstellen. Laut den aktuellen Ausländeraufenthaltsbestimmungen wäre das auch kein Problem gewesen. Allerdings durfte er nur an die Uni ins Doktoratsprogramm, wenn er auch in seiner Heimat China die Berechtigung dazu gehabt hätte. Dazu fehlte ihm aber eine Ausbildung in chinesischer Geschichte. Ein Wissen, das er für seine Karriere wohl nie braucht.

Im Universitätsgesetz von 2002 heißt es, der Student müsse das „Recht zur unmittelbaren Zulassung“ im Heimatland haben. Dafür wird eine Bescheinigung verlangt. Sie ist aber, selbst wenn das Recht besteht, gar nicht so leicht erhältlich: Der Experimentalphysiker Rudolf Grimm von der Universität Innsbruck weiß, dass in Russland oder in China derlei Bescheinigungen gar nicht ausgestellt werden. Grimm ärgert sich: „Wir sollten unsere Projektmitarbeiter nach Qualität aussuchen können und nicht nach unsinnigen Vorschriften.“ Das behindere den Zugriff auf gute Mitarbeiter aus Drittländern „ganz gewaltig“.

Der renommierte Physiker und Wittgensteinpreisträger meint: „Es hat mir schon mehrfach schlaflose Nächte bereitet, einen hervorragenden Projektmitarbeiter aus dem Ausland geholt zu haben und dann festzustellen, dass die Universität ihn trotz vorliegender Äquivalenz beim absolvierten Studium möglicherweise dann gar nicht zulässt.“

Der Aufenthalt von etablierten Forschern aus Nicht-EU-Staaten verläuft dagegen mittlerweile reibungslos, sagt Markus Knabl, administrativer Direktor am Institut für Quantenoptik und Quanteninformatik (IQOQI) in Innsbruck. Laut Innenministerium kommt es darauf an, ob der von den Unis oder Forschungseinrichtungen angeworbene Wissenschaftler bis zu sechs Monaten oder länger als sechs Monate in Österreich bleibt. Knabl: „Die zweite Variante ist die wahrscheinlichere.“

Hier kann man unter anderem eine Rot-Weiß-Rot-Karte für Hochqualifizierte und eine Blaue Karte EU beantragen. Lebenspartner können auch unter vereinfachten Bedingungen zuziehen. Allerdings müssen sie verheiratet sein oder in einer eingetragenen Partnerschaft leben. Diese Aufenthaltsbewilligung läuft unter dem Titel „Familienzusammenführung“. Mittlerweile kann auch der Arbeitgeber die Aufenthaltsbewilligungen beantragen. Nachzuweisende Verdiensthöhen seien, so Knabl, kein Problem. Bei der Rot-Weiß-Rot-Karte sind das 2538 Euro brutto für Wissenschaftler, die älter als 30 sind. Wissenschaftler, die geholt werden, sollten eigentlich besser verdienen.

Mit einigen Drittstaaten hat Österreich eine Vereinbarung über den Austausch von Studenten geschlossen – etwa mit Pakistan. „Hier haben wir keine Probleme mit Paragrafen“, sagt Grimm. Hier sei oft die Qualität der Studenten nicht wirklich zufriedenstellend.

Der chinesische Student durfte letztlich an die Uni Innsbruck. Das Recht zur Zulassung müsse man oft auf grauen Wegen erlangen, meint Grimm.

Mit einem Koffer voll Hoffnung

„Ein Mantel, ein oder zwei Hosen und ein paar Leiberln und Pullover, das war alles“. Als Milica Petrovic 1990 von Serbien nach Österreich ging, mussten sie und ihr Mann einen Koffer auf Kredit kaufen. Heute fühlt sich Milica als Wienerin. Die Geschichte einer Heimatsuche.

Andrea Heigl

Wien – Die Adresse ist gut, das Büro modern. Der Koffer, den Milica Petrovic mitgebracht hat, wirkt wie ein Fremdkörper in der schicken Innenstadt-Atmosphäre, in der sie täglich ihrer Arbeit als Putzfrau nachgeht. Ein großes, schwarzes, abgewetztes Lederding. Tatsächlich hat mit diesem Koffer alles begonnen. Die Geschichte einer Auswanderung, wie sie tausende Bewohner Ex-Jugoslawiens erlebt haben. Milica und ihr Mann Milorad waren jung. Sie waren verliebt. Und sie waren arm. In dem kleinen Ort Krnjevo, rund 90 Kilometer südöstlich von Belgrad, hatten sie ein Haus mit zwei Zimmern, in einem schlief Milicas Schwiegermutter, in dem anderen das klang Ehepaar mit dem kleinen Sohn Dalibor. Kein WC, kein fließend Wasser.

Bei einer Hochzeit trafen sie einen entfernten Cousin des Mannes, der ausgewandert war. Österreich, das klang nach Chancen, nach Arbeitsplätzen, nach einem besseren Leben. Im März 1990 wagte das junge Ehepaar den Schritt, der vierjährige Dalibor blieb bei der Oma. Der Beginn einer langen Trennung.

Zur Auswanderung fehlte noch eines: der Koffer. Sie mussten einen Kredit aufnehmen, um ihn zu kaufen. In drei Monatsraten zahlten sie ihn ab. „Wir hatten

nicht viele Sachen“, erzählt Milica: „Ein Mantel, ein oder zwei Hosen und ein paar Leiberln und Pullover, das war alles.“

Jobs gab es reichlich, Milicas Mann fand prompt Arbeit auf einer Baustelle, sie selbst begann bei einer Reinigungsfirma. Stets schickten sie Geld nach Serbien, damit Dalibor etwa einen Fernseher bekam. 10.000 Schilling verdiente Milorad auf der Baustelle, 6000 Schilling erhielt Milica als Putzfrau. Ein Vermögen für jugoslawische Verhältnisse.

Milica erinnert sich minutiös an die ersten Monate in Wien. Ihre erste eigene Wohnung – ein Kabinett in Ottakring – war im Erdgeschoss, gleich nebenan war ein Kindergarten untergebracht. Im Sommer haben die Kinder draußen gespielt. Milica fand das schön – „es hat mich so an meinen Sohn erinnert“. Irgendwann reichte das Geld für eine richtige Wohnung in Simmering. Währenddessen wurde der Krieg in Jugoslawien zum großen Unsicherheitsfaktor im Leben von Milica und Milorad. Lange vor der Erfindung von Skype waren Gespräche mit der Oma ein schwieriges Unterfangen, das nächste Telefon war bei einem Nachbarn, der zehn Minuten entfernt wohnte. Zu allem Überflus wurde der Antrag auf das Visum für den Sohn mehrmals abgewiesen: Das Kontingent für Familienzusammenführungen sei ausge-

schoöpft, hieß es. Erst als Milica Staatsbürgerin wurde, kam Dalibor nach Wien.

Milica erzählt ihre Geschichte in geschliffenem Deutsch, mühelos kommen die Worte über ihre Lippen. *Deutsch ohne Mühe* hieß auch das Buch, mit dem sie die Sprache gelernt hat, ihr Mann fand es auf einer Baustelle. Milica schließt die Augen und erinnert sich an Beispiele, die heute wohl nicht mehr den Weg ins Lehrbuch finden würden: „Da waren Postkarten von Urlaubern, der eine schrieb: ‚Ich war da mit meiner Frau, es war sehr schön.‘ Der nächste schrieb: ‚Ich war da ohne meine Frau, es war noch schöner.‘“ Dalibor hatte schon in Jugoslawien privat Deutschunterricht bekommen, er absolvierte später eine Lehre im Handel.

Unenträgliches Ressentiments

Milicas berufliche Biografie erlitt nur einmal einen Knick, als sie in einem Spital in Hernalis offen angefeindet wurde – weil sie Ausländerin war: „Ich habe gekündigt, ohne zu wissen, wie es weitergeht, ich musste raus.“ Zehn Jahre nach ihrer Ankunft in Österreich musste sich Milica zum ersten Mal arbeitslos melden. Sie blieb es nur für wenige Wochen.

Im Großen und Ganzen war also alles gutgegangen bei der Auswanderung der Familie Petrovic. Bis 2011: Milicas Mann erkrankte an Lungenkrebs, rasch war klar, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleiben würde. In aller Eile organisiert Sohn Dalibor und seine Verlobte ihre Hochzeit, wenige Wochen später ging es mit dem Gesundheitszustand des Vaters bergab. Er starb im Jänner 2012.



Nicht viele Jugoslawien-Auswanderer wieder zurück in die alte Heimat gehen, sagt Milica Petrovic, die 1990 von Serbien nach Wien kam. „Schon gar nicht zum Leben. Höchstens zum Sterben.“ Foto: weinfraun

Milica denkt nicht daran zurückzugehen, sie fühlt sich als Wienerin. Nicht viele Auswanderer würden wieder nach Serbien ziehen – „schon gar nicht zum Leben. Höchstens zum Sterben.“ Die Mentalität sei anders. Pünktlichkeit, Fleiß, an all das habe man sich gewöhnt. „In Serbien haben viele keinen Job und werden faul. Das passt nicht zu unserer Mentalität“, sagt sie – und meint mit „unserer Mentalität“ die der Österreicher.

Vielleicht zieht Milica noch einmal um in ein Haus mit Lift, man weiß ja nicht, was das Alter bringt; noch ist sie aber nicht bereit, die Wohnung zu verlassen, in der sie

Auszug aus dem Buch „Mit einem Koffer voll Hoffnung. Österreich als neues Zuhause – 15 Lebensgeschichten“ von STANDARD-Redakteurin Andrea Heigl. Es erscheint in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Integrationsfonds) kommende Woche im Residenz-Verlag.

Michael Stavarič über „Habenmenschen“ Seite 46

Die Kunst von „kulturreäsent“ Seite 38

derStandard.at/Kultur

„Wie Schnitzler ohne Zuckerguss“

Regisseur **Martin Kušej** entreißt mit der Trilogie „In Agonie“ des Kroaten Miroslav Krleža ein Schlüsselwerk zum Verständnis des Ersten Weltkriegs dem Vergessen. Im Gespräch mit **Ronald Pohl** skizziert er die Modernität des Wiener-Festwochen-Projekts.

Wien – Die Theatertrilogie *In Agonie* des großen jugoslawischen Modernen Miroslav Krleža (1893–1981) erzählt von Bürgern und Patrioten, deren Leben an der Klippe des Ersten Weltkriegs zerschellen. Martin Kušej nimmt sich im Rahmen der Festwochen eines in unseren Breiten vergessenen Autors an, Premiere ist am 23. Mai im Volkstheater, 18 Uhr.

STANDARD: Krležas „Glembay“-Trilogie enthüllt den Untergang einer Gesellschaftsschicht. Inwiefern lässt sich die dargestellte Situation mit unserer heutigen vergleichen?

Kuşej: Mich interessiert das vor allem historisch. Die Beschreibung der gesellschaftlichen Bedingungen und die Zeitdiagnostik Krležas sind ziemlich genau, und das ist der Grund dafür, dass sich einfache Analogiebildungen oder „Aktualisierungen“ nicht anbieten. Das besonders spannende, gerade für eine Premiere in Wien, ist, dass die Perspektive auf die traumatischen Geschehnisse rund um den Ersten Weltkrieg bei Krleža eine ganz andere ist als in den österreichischen Stücken oder Romanen der Zeit. Auch wenn den Autor formal viel mit der Wiener Literatur verbindet.

STANDARD: Was ist die Besonderheit der kroatischen Perspektive?

Kuşej: Von Zagreb aus ist der gewaltsame Zerfall Österreich-Ungarns nicht in erster Linie ein Verlust. Natürlich schon für die

geschilderte Gesellschaftsschicht, aber nicht in den Augen eines linken Autors mit europäischer Perspektive. Außerdem hat Krleža den Ersten Weltkrieg auf den Schlachtfeldern in Galizien selbst erlebt. Seine Schilderungen gründen also nicht auf Zeitungslektüre und sind von erschreckender Radikalität.

STANDARD: Das Interesse an den Jahren unmittelbar vor 1914 ist augenfällig. Es gibt Coffeetable-Bücher zum Thema et cetera.

Kuşej: Es verbindet uns heute schon viel mit dieser Mischung aus Höhenflug und Krisenbewusstsein, aus rasantem technologischem Fortschritt und gesellschaftlichem Stillstand, aus Revolutionsrhetorik und politisch wirksamen Ressentiments. Natürlich handelt es sich um eine Zeit, in der Europa nach Orientierung sucht, unter ganz anderen Vorzeichen als heute, aber mit ähnlich verwirrenden Implikationen.

STANDARD: Insbesondere der erste Teil der Trilogie, „Die Glembays“, lässt sich als südosteuropäische Version von Schnitzler-Stoffen lesen. Bildet Ihre Beschäftigung mit Krleža die Fortsetzung von „Das weite Land“?

Kuşej: Man macht sich vielleicht falsche Vorstellungen: Krleža war absolut gesamteuropäisch orientiert. Er hat über Rilke und George genauso geschrieben wie über Karl Kraus, hat die Proust-Rezeption in Jugoslawien angestoßen



Ab Donnerstag im Wiener Volkstheater zu sehen: **Martin Kušej's** Beschäftigung mit kakanischen Wölfen und Schafen. Foto: dpa/Kneffel

und Kontakt mit Sartre gehabt, war in der englischen Literatur zu Hause wie natürlich in der russischen, polnischen und ungarischen. Aber es stimmt schon, ich lese ein Drama wie *Die Glembays* selbstverständlich auch vor dem Hintergrund meiner eigenen lite-

rarischen Prägungen. Und da erscheinen mir diese Stücke fast wie ein Teil der österreichischen Dramatik, aber eben nicht so schnitzlerisch edel, sondern irgendwie dreckiger und provinzieller. Weiter entfernt vom eigentlichen Zentrum der Macht, rauer und unver-

stellter. Die Emotionen der Figuren liegen näher an der Oberfläche, da ist nicht so viel vergifteter Zuckerguss aus Form und Konvention.

STANDARD: Ist es an der Zeit, die Schätze der südosteuropäischen Literatur zu heben?

Kuşej: Natürlich will ich so eine Gelegenheit auch nutzen, um einem Autor hierzulande ein Publikum zu verschaffen, dessen Name nicht sofort jedem etwas sagt. Im Fall von Krleža habe ich seit 25 Jahren auf diese Gelegenheit gewartet. Er hat neben den Dramen auch großartige Romane und Novellen geschrieben, in denen der Erste Weltkrieg, der Alltag in der Etappe, das langsame, unspektakuläre Sterben mit großer Intensität geschildert sind. Vieles von dem, was wir hier seit Jahrzehnten in den Schulen lesen, reicht da nicht heran.

STANDARD: Ihr Zwischenfazit nach zwei Saisonen Residenztheater? Sie mussten zuletzt eine Mozart-Regie wegen Ermüdungserscheinungen zurückzulegen.

Kuşej: Es läuft gut, vielleicht sogar ein bisschen besser als geplant. Wir fassen Fuß, die Zahlen sind mittlerweile auch ganz gut. Wir werden noch erkennbarer, klarer, politischer werden. Ich habe gelernt, ein so großes Haus als einen stetigen Prozess zu begreifen, das geht nicht im Hauruck-Verfahren. Für mich persönlich ist diese Trilogie die dritte Inszenierung in der Spielzeit, und ich musste sagen, so geht es nicht auf Dauer weiter.

MARTIN KUŠEJ (52) ist Kärntner und führt seit 1987 weithin beachtet Regie. Er leitet seit 2011 das Münchner Residenztheater. www.festwochen.at

Tango und Études im Parlament

Christoph Marthalers „Letzte Tage. Ein Vorabend“

Wien – Christoph Marthalers Festwochen-Uraufführung „Letzte Tage. Ein Vorabend“ wurde am Freitagabend im Historischen Sitzungssaal des Parlaments vom Publikum heftig akklamiert. Der Schweizer Regisseur verknüpfte darin die Geschichte von knapp einem Dutzend jüdischer Komponisten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die vom Nazi-Regime verfolgt und (in den meisten Fällen) getötet wurden, mit Rassismus und Xenophobie der Gegenwart. Von **STANDARD**-Korrespondent Gregor Mayer stammte ein Teil der Texte über Ungarn.

Nun ist das Theater Marthalers viel zu klug und sensibel für platte politische Botschaften, weshalb die schwächsten Teile des gewiss nachhallenden Abends auch diejenigen sind, in denen dummer Populismus in Politikerreden oder

in Selbstgesprächen von Bürgerinnen ausgewalzt wird.

Groß wird die Inszenierung dort, wo die Musik die Körper erfasst und in der typischen Marthaler-Sprache durch sie hindurch spricht. Das geschieht nicht allzu oft; der Abend wird im Verlauf von knapp zweieinhalb Stunden zunehmend zum Konzert. Die Kompositionen der verfolgten Künstler aus Tschechien, Polen, Ungarn und Österreich werden somit vorwiegend zum Denkmal. (afze)

NACHTKRITIK

Salzburg – Als Festivalleiterin und singende Hauptdarstellerin bildet Mezzostar Cecilia Bartoli nun zum zweiten Mal das Zentrum der Salzburger Pfingstfestspiele. Es wird auch so bleiben: 2014 plant sie Rossinis *La Cenerentola* und *Otello* zu zeigen und bei beiden Inszenierungen mitzuwirken; heuer ist sie als Norma in Bellinis gleichnamiger Oper im Haus für Mozart bühnenaktiv. Verlass ist auf ihre emotionale Präsenz, die sie im Dramatischen auch vokal

Flammen des Belcanto

„Norma“ bei den Pfingstfestspielen in Salzburg

ausspielt. Im Lyrischen leidet der Ausdruck am allzu flatternd eingesetzten Vibrato.

Um Bartoli herum gute Qualität, besonders John Osborn überzeugt als Pollione. Den Regisseuren Moshe Leiser und Patrice Caurier gelingt passable Personenführung, die Handlung haben sie in den Zweiten Weltkrieg versetzt. Dirigent Giovanni Antonini animiert das Orchestra La Scintilla zu herzhafter Akzentuierung bei schlanke historisch kundigen Klang. Tosender Applaus für alle. (tos)

KURZ GEMELDET

Berliner Kleist-Preis an Katja Lange-Müller

Berlin – Die Berliner Autorin Katja Lange-Müller wird mit dem Kleist-Preis 2013 ausgezeichnet (20.000 Euro). Die 62-Jährige sei „eine der sprachmächtigsten Autorinnen der deutschen Gegenwartsliteratur“, so die Jury. (APA)

Universitätsbibliothek: Homepage bereits ergänzt

Wien – Die Uni Wien hat rasch auf die Kritik des **STANDARD** reagiert: Die Geschichte der Bibliothek wurde auf <http://bibliothek.univie.ac.at/geschichte.html> um die NS-Zeit ergänzt. (trenk)

TIPP SPEZIAL

Nähere Informationen: T: 01/531 70-132 und 133, F: -479, E-Mail: kulturanzeiger@derstandard.at

AUSSTELLUNG / THEATER

DIE PRÄSIDENTINNEN von **WERNER SCHWAB**
Große Gefühle auf der Bühne in der Kunsthalle Krems



Freitag, 24. Mai 2013

18.30 Uhr: Führung durch die Ausstellung mit Kunsthallen-Direktor Hans-Peter Wipplinger
19.30 Uhr: „Die Präsidentinnen“ mit Maria Hofstätter, Dietmar Nigsch und Martina Spitzer

Kunsthalle Krems, Franz-Zeller-Platz 3, Krems an der Donau, Vorverkaufskarten sind ab sofort erhältlich, Information unter: 02732/90 80 10 oder office@kunsthalle.at
NIEDERÖSTERREICH

Anlässlich der Ausstellung „Große Gefühle. Von der Antike bis zur Gegenwart“ in der Kunsthalle Krems, die sich mit den verschiedenen Ausformungen von Emotionen, wie Liebe und Freude, Zorn oder Trauer und ihrer jeweiligen Veränderung in den historischen Kontexten von Kunstwerken auseinandersetzt, zeigt das Projekttheater Vorarlberg das Theaterstück „Die Präsidentinnen“.

STYRIARTE



Nikolaus Harnoncourt dirigiert »Barbe-Bleue«

Mit Offenbachs „Barbe-Bleue“ wird Nikolaus Harnoncourt wieder eine Musiktheater-Entdeckung für sein Publikum bereithalten. Die Opéra bouffe um die verwickelte, in diesem Fall urkomische Geschichte des Frauen-verschlingenden Schwerenöters Ritter Blaubart kommt mit einem Staraufgebot halbszenisch auf die Bühne der Helmut-List-Halle.

22./24./26./28./30. Juni & 2. Juli 2013

Jacques Offenbach: Barbe-Bleue (halbszenische Aufführung)
Arnold Schoenberg Chor / Chamber Orchestra of Europe
Dirigent: Nikolaus Harnoncourt

styriarte – Die steirischen Festspiele
Gefährliche Liebschaften, 21. Juni – 21. Juli 2013

Helmut-List-Halle, Graz, Karten: T: 0316/82 50 00, www.styriarte.com
STIEFMARK

A TRIBUTE TO RAY HARRYHAUSEN

Samstag 23.30h & Sonntag 15h
JASON AND THE ARGONAUTS

Sonntag 13h
THE 7TH VOYAGE OF SINBAD

GARTENBAUKINO



Diese Kreation ist pure Haute Couture: ein Bückeburger Mantel aus dem östlichen Schaumwald, dazu ein Top aus schwarzen Swarovski-Steinen, die im traditionellen Kreuzstickmuster auf Tüll gebügelt wurden.

Foto: Atelier Olschinsky

„Alles infrage stellen, aber nicht verarschen“

Wenn eine Wienerin und ein gebürtiger Tscheche ihre Tätigkeit als kulturresistent bezeichnen, heißt das keineswegs, dass sie dem Banausentum frönen.

Josef Kirchengast

Wien – Auf dem WC hängt der offizielle Partezettel des Wiener Bürgermeisters Karl Lueger (1844–1910), eines der antisemitischen Lehrmeister Hitlers. Daneben, nicht ohne innere Logik, die Sonderausgabe des *Kurier* vom April 1955: „Österreich wird frei“. Dass auch Anleitungen zu gutem Benehmen auf dem Häusl stehen, passt gleichfalls zur Philosophie des Hauses: Alles kann infrage gestellt werden. Wir befinden uns im Institut für kulturresistente Güter in 18. Wiener Bezirk.

Kulturresistent? „Wenn wo Kultur oder Kunst steht, interessiert das niemanden. In dem Moment, wo man kulturresistent sagt, fragt jeder: Was ist das?“ Aber was es ist, außer einer Provokation, kann auch Abbé Libansky nicht sagen: „Das ist genauso konkret wie Kunst. Wir haben die Vorzeichen nur umgedreht, um die Leute zum Nachdenken zu bringen. Es gibt 100.000 verschiedene Definitionen von Kunst und Kultur. Ob da auch Dinge dazugehören, die man als Kitsch bezeichnet, ist Interpretationssache.“ Ergo zeigt das Logo des Instituts einen Gartenzwerg mit Vollbart und weiblichen Zügen: Nichts ist, was es scheint.

Libansky verkörpert eine Hälfte des Instituts. Die andere ist Barbara Zeidler. Die beiden kennen einander seit 25 Jahren. Libansky, Mitbegründer und -unterzeichner der tschechoslowakischen Bürgerrechtsbewegung Charta 77, emigrierte 1982 nach Österreich. Als Layouter und Fotograf arbeitete er für den Wiener *OH-Express*. Für eine Titelgeschichte über Studenten als Heimwerker suchte er eine Studentin – und traf zufällig auf die damals 14-jährige Barbara. Die tauchte dann als Covergirl im Overall mit großer Bohrmaschine unter dem Titel „Mach's dir selber“ auf. Zeidler: „Das kam in meiner Schule nur bedingt gut an.“

Respektlosigkeit gegenüber scheinbaren Tabus und Lust am Provozieren offenbarten eine Art Seelenverwandtschaft, aus der dann auch eine künstlerische Beziehung wurde. Wobei Zeidler betont: „Die menschliche Würde ist tabu.“ In den Worten ihres Partners: „Alles infrage stellen, aber nicht verarschen.“

Ein Kunstwerk zu genießen sei auch okay, meint Libansky. „Aber ich hab es gern, wenn ich noch eine zweite und dritte Ebene suchen muss.“ Seine Collagenserie „Ahnengalerie“ mit teilskelettierten Porträts ist ein makaber-ironisches Beispiel für diesen Zugang.

Ein Schwerpunkt der gemeinsamen Arbeit ist Kunst im politischen Kontext, Umgang mit politischen Symbolen im öffentlichen Raum. Das führt zur Geschichte des Instituts. Sie ist, wie jene von Barbara und Abbé, eine mitteleuropäische. 2003 tauchte die legendäre Czernowitzer Austria, die nach 1918 spurlos verschwunden

war, wieder auf, als Torso ohne Kopf und Arme. Zu Monarchiezeiten hatten Czernowitzer Bürger die allegorische Statue aufstellen lassen, als Zeichen ihrer Verbundenheit mit Wien. Emil Brix, damals Leiter der kulturpolitischen

Sektion im Wiener Außenministerium, animierte Libansky und Zeidler zu einem künstlerischen Projekt auf Basis des Austria-Torsos. Die Orange Revolution in der Ukraine gab dem Ganzen unerwartete politische Aktualität.

Zehn Künstlerinnen und Künstler aus fünf Ländern erhielten eine Kopie des Austria-Torsos mit der Einladung, ihn unter den Aspekten von kultureller und nationaler Zugehörigkeit, Identität und Symbolik zu interpretieren. Die Werke wurden unter anderem im Wiener Völkerkunde-Museum ausgestellt und stehen heute in der Aula der Universität von Chernivtsi, dem einstigen Czernowitz.

Die originale Austria-Statue soll restauriert und auf dem Patz im Stadtzentrum aufgestellt werden, der wieder Austria-Platz heißen wird. Von einer Monarchie-Nostalgie selbst unter 16-jährigen Czernowitzern berichtet Libansky. Er und seine Partnerin Barbara sehen die Austria lieber als Symbol einer Multikulturalität, die in dieser Stadt gelebt worden sei wie kaum woanders.

www.kulturresistent.org
www.abelibansky.kulturresistent.org



Arbeiten mit den Menschen im Kiez

Interkulturelles Leben zwischen gönnerhafter Vernachlässigung und neuer Praxisform

Ronald Pohl

Wien – Über die kulturelle Versorgung von Mitbürgern, die einen Migrationshintergrund besitzen, dachte man hierzulande lieber spät als nie nach. Dabei gibt es kein anderes Feld, in dem mehr für die „Vermischung“ der Kulturen geleistet würde.

Kunstwerke, die heute einige Geltung für sich beanspruchen, müssen auf das Ideal der organischen Durchbildung von vornherein verzichten. Kunst, die sich so viel auf ihre Originalität zugutehält, ist im Wesentlichen Datenklau. Moderne kulturelle Artikulationen entstehen im bunten Durcheinander aus Diebstahl, Missverständnissen,

Anverwandlungen und Aneignungen. Zugleich pflegen die öffentlichen Kultureinrichtungen von sich ein Bild der Gönnerhaftigkeit.

Ob es um „migrantisches Theater“ geht oder um „postmigrantisches“, stets hinken die Institutionen der Entwicklung hinterher.

Längst sind die Metropolen Schauplätze gigantischer Umschmelzungsprozesse. In den wechselnden Genres erlebt man eine komplexe Durchmischung von Herkunftserzählungen und Codes. Zugleich wollen Künstler mit „Migrationshintergrund“ nicht immer nur auf ihre Herkunft festgelegt sein. Modelle kultureller Einbeziehung sind daher auf lokaler

Ebene am sinnvollsten zu verwirklichen.

Die ermutigendsten Beispiele für kulturelle Beteiligungsformen wurden in Großbritannien gesammelt – Mark Terkessidis hat in seiner Streitschrift *Interkultur* (2010) darauf hingewiesen. Über Tanzworkshops wurde das „freiwillige Mitmachen“ in London zur Praxisform, die nicht notwendigerweise schlechte oder minderwertige Kunst hervorbrachte. Tamara McLorg (*Community Dance*): „Wenn wir mit den Leuten aus der Nachbarschaft arbeiten, dann müssen wir von ihnen das Beste verlangen, nicht das Zweitbeste.“

Was nicht heißt, dass die Berührung mit Hochkultur nicht auch heilsame Wirkungen zeitigt.

ANALYSE

KULTUR-TIPP

TAGESAKTUELL

bezahlte Anzeigen

Nähere Informationen: T: 01/531 70-132 und 133, F: -479
E-Mail: kulturanzeiger@derstandard.at

VORBEREITUNG ZUR AUKTION

Palais Dorotheum, Sa, 9–17 Uhr
1., Dorotheergasse 17
T: 01/515 60-0, www.dorotheum.com
WIEN

AUSSTELLUNG

Kokoschka Haus Pöchlarn
Regensburgerstraße 29, Pöchlarn
www.oskarkokoschka.at
NIEDERÖSTERREICH

Barbara Zeidler und Abbé Libansky: Respektlosigkeit, die nur ein Tabu kennt – die menschliche Würde.

Foto: Regine Hendrich





Ein Kleid mit einer bewegten Geschichte: Erst war der Stoff ein Bettüberzug, dann wurde er zu einem Rock, später zu einem Tischüberzug. Bisovsky hat das über 100 Jahre alte Teil bei einer Meisterstickerin in Lowicz erstanden – und daraus das gemacht.

Foto: Atelier Olschinsky

ERRATA

Übergenu tut auch nicht gut

Häufiges Lesen dieser Rubrik kann den Eindruck entstehen lassen, wir würden es nicht so genau nehmen. Das Gegenteil ist der Fall, was die Sache jedoch nicht unbedingt besser macht.

Wir schrieben über ungefragt errichtete Bauten an den Küsten Spaniens, die nun legalisiert werden sollen. Es soll sich um 125.00 Objekte handeln – das ist Genauigkeit bis auf die Hundertstelstelle. Der geübte Leser liegt in der Vermutung richtig, dass ein Nul-ler gefehlt hat und es sich um 125.000 Objekte handelt.

Wir können das auf die Spitze treiben. Eine Preisan- gabe für eine Liftkarte von 274,00,-- lässt ke- ne Zweifel aufkom- men: Es wird vom Konsumenten nicht der Bruchteil eines Hundertsteuro verlangt. Da die- se Information eine gewisse Redundanz aufweist, lassen wir das zweite Komma und das Strich- erl dahinter wieder weg.

Weniger ist mehr, das bewiesen die Wiener Linien in einer Statis- tik über „weniger tätliche Angrif- fe“ auf ihre Kontrollore: „Gab es im Jahr 2012 noch 95 Attacken auf Fahrscheinkontrollore, waren es 2011 insgesamt 73 und im Vorjahr 81.“ Diese Darstellung weist eine Steigerung aus, wir beteten diese Information wie nahezu alle an- deren Medien unreflektiert nach. Richtig ist: Die Zahl der Übergrif- fe sank tatsächlich – von 95 im Jahr 2010 auf 81 im Vorjahr.

Man muss eben genau hin- schauen. Bei Angela Merkels oft gezeigter Handhaltung haben wir das getan. Wir wissen jetzt aus ihrem Mund, dass sie mit den Hän- den oft nichts anzufangen wusste

und ihr eine Liebe zur Symmetrie eigen ist, sodass sie die Fingerspit- zen häufig aneinanderdrückt. Geo- metrisch begabt haben wir diese Handhaltung als *Merkel-Dreieck* identifiziert. Der Widerspruch folgte: Eher zeige die Kanzlerin doch eine *Merkel-Raute*. Immerhin zeigt sie nicht die Faust.

Das tun, jedenfalls im übertra- genen Sinn, andere. Aus gegeben- em Anlass haben wir uns mit der rechtsnationalen ungarischen Par- tei *Jobbik* befasst. Auch wenn man gelegentlich versucht sein könnte, es zu glauben: *Jobbik* ist entgegen unserer übrigens rasch korrigier- ten Darstellung nicht an den Regierungsge- schäften in Budapest beteiligt.

Zurück nach Spa- nien: Eine gewisse Anziehungskraft wei- sen die eingangs angesprochenen Immobilien jedenfalls auf, denn „fast 58 Millionen Gäste kamen und *trotzdem* dem maroden Bin- nentourismus“. Laut lesen war ja zuletzt in der Volksschule ange- sagt, hier hätte es helfen können, denn mit ein wenig Lautmalerei kann man hinkommen: Die Gäste *trotzten* der Krise.

Wir trotzten den Verhältnissen: Wir ließen die US-Fernsehikone Barbara Walters, die sich im etwas fortgeschrittenen Alter aus dem Studio verabschiedet hat, ein Ges- präch mit dem damaligen US-Präsidenten George W. Bush und dessen Ehefrau *Barbara* führen. Das ist die Mutter, First Lady von 1989 bis 1993, die Frau Gattin heißt *Laura*, Frist Lady von 2001 bis 2009.

Otto Ranftl
Leserbeauftragter
leserbriefe@derStandard.at
otto.ranftl@derStandard.at

Wider die Regentschaft der „Habenmenschen“

Wäre es nicht besser, in einem Land zu leben, wo die Menschen stolzer auf ihre Mehrsprachigkeit sind denn auf ihre drei Autos und ihre zwei Eigentumswohnungen? – Reflexionen eines Emigranten über die missachtete „Autorität des Seins“.

Michael Stavarič

Unlängst war ich anlässlich einer Lesereise in einem Hotel untergebracht, das in seinen Zimmern alte Zeitungen platziert hatte. In meinem Fall war dies die Ausgabe der *Oberösterreichischen Nachrichten* vom 11. August 1983, die große Schlagzeile lautete: „Sowjetische Wissenschaftler wollen die heilige Kuh Planwirtschaft schlachten“. Die Zeitung räumte diesem Vorhaben eher wenig Chancen ein, doch wurde recht ausführlich über irgendwelche sibirischen Wissen- schafter berichtet, die „eine Ent- bürokratisierung des aufgeblä- hten Verwaltungsapparates“ propa- gierten (das kommt einem in Ös- terreich doch irgendwie bekannt vor?). Des Weiteren kam auf der Titelseite der neue sowjetische In- nenminister zu Wort (ein Herr Fe- dortschuk), der bekanntgab, dass Ministerium und Polizei von in ideeller und moralischer Hinsicht unreifen Leuten gesäubert worden seien.

Ein Artikel gleich daneben be- schäftigt sich mit Kärnten, die Schlagzeile lautet: „Slowenenfrage in Kärnten wieder auf Konfron- tationskurs“. Und in weiterer Fol- ge: „... in der Kärntner Minderhei- tenfrage stauen sich wieder ein- mal die Emotionen. Die Slowenen- organisationen werfen den Kärnt- ner Landtagsparteien (SP, VP und

FP) geringes Verständnis für die Anliegen der slowenischen Volks- gruppe vor und sprechen von einer Verschlechterung der Situa- tion. Hoffnung setzt man auf die neue Regierung, weil die Lösung der Minderheitenfrage ausdrück- lich in die Regierungserklärung aufgenommen worden sei. Man wirft den Politikern vor, dass die zweisprachigen Ortstafeln in vielen Orten noch immer nicht realisiert sind, die Verwendung von Slowenisch als Amts- sprache auf Schwierigkeiten sto- ße ...“

Mir war es stets unbegreiflich, dass die in Österreich le- benden Volksgrup- pen und Minderheiten – fast schon traditionell – als „Bürde“ und „Last“ empfunden werden, wo sie doch eine Bereicherung der nationalen Identität darstellen. Nach meinem Empfinden ist etwa „Mehrspra- chigkeit“ heutzutage die Bedin- gung eines, ich nenne es mal, „mündigen Seins“; kulturelle Viel- falt und „mündiges Sein“ (also Haltung) bedingen einander ge- radezu.

Der Philosoph Erich Fromm wiederum hat schon vor längerem festgehalten, dass wir in einer Ge- sellschaft leben, die sich vollstän- dig dem Besitz und Profitstreben verschrieben hat. Deshalb sehen

wir auch selten ein Beispiel für die „Existenzweise des Seins“, weil sich die meisten Menschen an der „Existenzweise des Habens“ orien- tieren. Das „Sein“, demnach etwa Erfahrungen, Begegnungen, Ge- spräche etc. als den wertvolleren Anteil unseres Lebens zu erach- ten, diese Haltung ging längst ver- loren. Der Besitz und die Gier nach noch mehr Besitz (also auch Macht!) sind allgegenwärtig.

Dies äußert sich – meines Erach- tens – längst auch in jenen an sich dem „Sein“ zugehörigen Dingen, also etwa (politischen) Gesprä- chen. Jeder kennt die Ansichten des anderen, doch keiner denkt daran, die eigene Meinung zu ändern. Warum? Man fürch- tet sich davor, von der eigenen Mei- nung abzuweichen, weil diese schließ- lich zum „Besitz“ ge- zählt wird. Oder ein weiteres Beispiel – die (politische) Au- torität ... besitzt man

Autorität? Oder ist man schlicht eine? Für mich ist die Autorität, die auf der Existenzweise des Seins beruht, zugleich die Persön- lichkeit eines Menschen, der ein hohes Maß an Selbstverwirkli- chung und Integration erreicht hat. Die Autorität des Seins ist eine, die ohne Befehle und Be- drohlichkeiten auskommt; wäh- rend sich der „Habenmensch“ auf das verlässt, was er hat, vertraut der „Seinsmensch“ auf das, was er ist.

Was sind wir aber? Wir sind, wenn Sie mich fragen, in erster Linie „kulturell vielfältig“ – und schlimm wäre eine Welt, die sich

dem Diktat irgendeiner nationalen Einheit und Gleichförmigkeit un- terwerfen müsste. Ich frage mich: Was ist so schlimm daran, dass wir alle aus verschiedenen „Kul- turen“ stammen? Uns verschie- den kleiden oder unterschiedliche Sprachen sprechen? Und wovor fürchten sich österreichische Po- litiker? Meine Antwort: davor, ihren „Besitz“ zu verlieren, ihre Wählerstimmen und alles Weite- re, was noch dranhängt. Und wo- vor fürchten sich die österreichi- schen Wählerinnen und Wähler? Ja genau, sie sorgen sich um ihren Besitz, ihre Häuschen, Grundstü- cke und Sparbücher. Und was wünschen sie sich? Noch mehr Häuschen, Grundstücke und Spar- bücher etc., etc. Ist diese „Haben- gesellschaft“ tatsächlich eine, die wir wollen?

Vielleicht sollte man an vielen Orten alte Zeitungen mit ihren Schlagzeilen deponieren – sie re- gen das Denken an und führen einem vor Augen, wie wenig sich an etlichen Ecken und Enden der Welt getan hat. Und wie paradox politisches Handeln oft genug ist, wie verbohrte und egomanische die Menschen sind und was das alles für Gesellschaften bedeutet.

Ach ja, die Sowjetunion ist mitt- lerweile zerfallen, die Planwirt- schaft ist längst Geschichte, ein ganzes System hat sich gewandelt – ob zum Besseren, vermag ich im Gesamten nicht zu beurteilen. Je- denfalls führen wieder neue „Ha- benmenschen“ das Zepter. Und in Kärnten? Schlussendlich ging der Zerfall der Sowjetunion schneller vonstatten als politische Verän- derungen vor Ort. Das zeugt, gelinde gesagt, von einer unglaublichen Borniertheit und materiellen Ver-

kommenheit. Es ist allerhöchste Zeit, dass Kärnten seine kulturel- le Vielfalt annimmt, sie ist ein Ge- schenk, keine Bürde. Und ein je- der von uns wäre gut beraten, sein Streben nach Besitz kritisch zu hinterfragen. Wäre es nicht bes- ser, in einem Land zu leben, wo die Menschen stolzer auf ihre Mehrsprachigkeit sind denn auf ihre drei Autos und zwei Eigen- tumswohnungen?

MICHAEL STAVARIČ (41), in Tsche- chien geborener österreichischer Schrift- steller und Übersetzer, lebt seit der Emigration seiner Familie 1979 in Wien. Werkauswahl: „Europa – eine Litanei“ (2005), „Böse Spiele“ (2009), „Brenn- tage“ (2011).

Foto: Corn



DIPLOMATIE UND REALITÄT

Syrien gibt es nicht mehr

Gudrun Harrer

Es sind zwei Parallelwelten: die Welt der Syrien-Diplomatie und die andere – eine Hölle –, in der die Menschen in dem Bürgerkriegsland leben. Zwar hat die syrische Regimearmee zuletzt Terrain zurückgewonnen, gleichzeitig drehen sich die Zentrifugalkräfte immer schneller: Der Aufmacher der *New York Times* am Freitag etwa zitiert einen Experten, der das Zerschlagen Syriens als bereits vollzogen ansieht. In absehbarer Zeit wird niemand mehr Kontrolle über das gesamte Land ausüben können. Gerade deshalb haben sich Russland und die USA darauf verständigen können, dass ein vielleicht letzter Versuch für eine diplomatische Lösung nötig ist. Das würde eine Einbeziehung – in irgendeiner noch nicht klaren Form – des Assad-Regimes und seiner Verbündeten in eine Übergangszeit bedeuten. Damit kann sich aber ein Teil der internationalen Gemeinschaft und vor allem aus guten Gründen der Großteil der Opposition nicht abfinden. Das Dilemma aller kann als „israelisches“ bezeichnet werden, denn in Israel sind die beiden Denkschulen zu Syrien am schärfsten ausgeprägt: Die eine würde zwar Assad keineswegs nachtrauern, letztlich wäre er ihnen als Nachbar aber lieber als radikale sunnitische Islamisten. Die andere stellt über alles, dass durch den Untergang Assads die Achse Iran–Hisbollah–Syrien zerschlagen würde. Und während man sich nicht entscheiden kann, läuft die Zeit ab, in der man irgendetwas beeinflussen konnte.

BARBARA ROSENKRANZ TRITT AB

Blaue Posse

Andrea Heigl

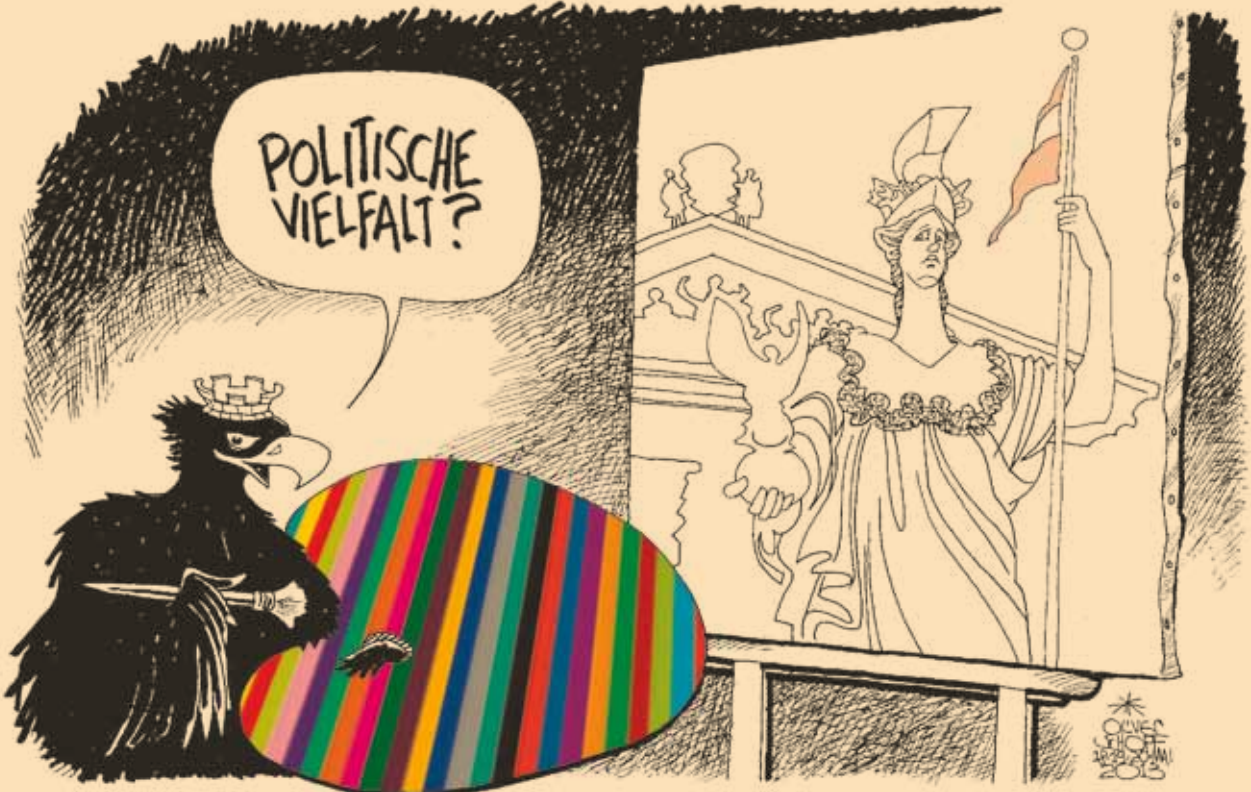
Da saßen sie, die blauen Widerparte, und taten so, als wären alle Streitereien nur eine mediale Erfindung gewesen: Barbara Rosenkranz gab die konziliante Politstrategin, die ihren Sessel frei macht, wenn es die Partei für nötig hält; Heinz-Christian Strache den wertschätzenden Obmann, der es kaum erwarten kann, die Ex-Landesparteiobfrau in seinem Nationalratsklub zu haben. Mehr als zwei Monate nach der verlorenen Landtagswahl fand die niederösterreichische Posse ein seltsames Ende. Vor wenigen Tagen hatte Rosenkranz noch getönt, sie wolle eine Kampfabstimmung auf einem Parteitag. Vielleicht versuchte sie, ihren Preis in die Höhe zu treiben, mit einem Nationalratsmandat sollte sie nun ihr Auslangen finden. Straches Lieblingslösung dürfte das nicht gerade sein, niemanden hat er so offen torpediert wie Rosenkranz. Das Symptom ist also bekämpft, das Problem bleibt. Kaum fehlt der Erfolg, werden Fliehkräfte in der Partei wirksam, die schon ob ihres Statuts schwer zu beherrschen sind: Im blau-orangen Abspaltungsjahr 2005 erhielten die Landesparteien mehr Autonomie, Personalia werden dezentral entschieden. Schade, dass Rosenkranz es nicht auf die Kampfabstimmung ankommen ließ – dann wäre ein für alle Mal geklärt gewesen, wie viel Strache in jener Landespartei zu melden hat, die ihm bei der letzten Nationalratswahl die meisten Stimmen geliefert hat. So oder so: Niederösterreich ist für die Blauen ein Pulverfass.

STAATSBANKEN

Fekters Goodies

Andreas Schnauder

Davon können bildungshungrige oder umweltbewusste Menschen und Interessenvertreter nur träumen: Während wichtige Zukunftsthemen finanziell kleingehalten werden, nimmt die Regierung die Bankenrettungen auf die leichte Schulter. Ein paar Hundert Millionen Euro oder gar die eine oder andere Milliarde machen das Kraut offenbar auch nicht fett. Das Ärgerliche dabei: Es sind keineswegs nur die Altlasten der verstaatlichten Banken, die die Republik viel Geld kosten. Mit Wegschauen und Mauern hat Österreich die Rechnung noch in die Höhe getrieben. Weichenstellungen in Richtung einer Verwesung der überflüssigen Zombie-Banken sind dagegen kaum erfolgt. Das hat spät, aber doch Konsequenzen: Geschickt wurde Maria Fekter bei der Kärntner Hypo abgedrängt – das Thema wird nun von einer Taskforce behandelt, die wiederum von Kanzler und Vizekanzler eingesetzt wurde. Man könnte den Schritt auch als Entmachtung der Ministerin bezeichnen. Die kam keinen Tag zu früh, wie das Schicksal der Kommunalkredit zeigt. Das Institut zeichnet sich dadurch aus, dass nicht einmal die „Good Bank“ verkäuflich ist. Von der mit toxischen Derivaten vollgeräumten Bad Bank KA Finanz gar nicht zu reden. Da fragt man sich, wie der immerhin seit viereinhalb Jahren laufende Prozess von Fekter (und ihrem Vorgänger) samt Bankholding Fimbag gemanagt wurde, wenn einem am Ende nicht einmal die Goodies abgenommen werden.



derStandard.at/Cartoons

Fehlender Erkennungswert

Die Grünen verlieren mit jeder Regierungsbeteiligung an Profil

Alexandra Förderl-Schmid

Die politische Landschaft in Österreich ist in den vergangenen Wochen bunter geworden. Die Konstellationen auf Landesebene beinhalten Koalitionen, die vor kurzem noch unvorstellbar gewesen sind: Das gilt für Kärnten, wo eine Dreierkonstellation Jörg Haiders selbsternannte Erben abgelöst hat, und für Tirol, wo der VP-Jäger Günther Platter mit den Grünen ein Bündnis schmiedet hat. In Salzburg scheint sogar ein Trio mit Stronachs Statthaltern nicht ausgeschlossen. Die Grünen sind nunmehr in vier Landesregierungen vertreten und in Salzburg auf dem Sprung in die fünfte. Das ist europaweit eine einzigartige Situation. Gemessen an der letzten Wahl auf nationaler Ebene erhalten Grüne nur in Lettland, Luxemburg und Deutschland vergleichsweise mehr Stimmen als in Österreich. Dass sich grüne Wahlerfolge auf Landesebene auch bei der Nationalratswahl wiederholen, ist nicht fix. Auch wenn Parteimanager ihrer Chefin Eva Glawischnig mit Verweis auf eigene Umfragen höchste Sympathiewerte bescheinigen, das selbstbewusst-frische Auftreten der Tirolerin Ingrid Felipe oder die sympathisch-unprätentiöse Art der Salzburgerin Astrid Rössler hat sie nicht. Der Kärntner Rolf Holub verkörpert jenen an Sachpolitik orientierten Typus Politiker, der derzeit in Österreich bei Wahlen gut ankommt. Für die Grünen in Österreich beginnen nach dem Höhenflug die Mühen der Ebene. Dass sie den Sprung von der Protest- zur Regierungspartei bewältigen können, zeigen sie in Oberösterreich. Die grüne Basis hat viel zu schlucken und wird von der ÖVP immer wieder an die Wand gedrückt. Aber das Zweckbündnis regiert nun im zehnten Jahr durchaus harmonisch und, gemessen an Wirtschaftsdaten, erfolgreich. Mit dem Vorwurf, nur Steigbügelhalter zu sein, sind auch Wiener Grünen seit ihrem Bündnis mit der SPÖ in der Bundeshauptstadt konfrontiert. Den kleinen Spielraum, den ihr Michael Häupl lässt, nützt Maria Vassilakou vor allem in der Verkehrspolitik. Sie betreibt in dem Bereich Klientelpolitik – wenn es etwa um Fahrradwege oder um das reduzierte Öffi-Ticket – wenn auch nicht um die versprochenen hundert Euro – geht. Beim Parkpickerl haben ihr jedoch die Bezirkskaiser gezeigt, wer das Sagen hat.

Was die grüne Handschrift ist, werden viele Grüne zu Recht gefragt. Um saubere Luft, gesundes Essen und direkte Demokratie kümmern sich andere Parteien auch, die Ablehnung der Atomkraft gehört zum Grundkonsens aller Parteien in Österreich. Bleibt nur die Korruptionsbekämpfung. Da sich Parteien am Rand wie das Team Stronach oder Neos gebildet haben, rücken die Grünen in die Mitte. Die in Deutschland übliche Trennung in Fundis und Realos gab es – mit Ausnahme von Wien – nicht. Die Grünen hierzulande sind von jeher im bürgerlichen Milieu verankert und waren

stets pragmatisch. Sie sind jene Partei, die christliche Werte, wie sie die Caritas verkörpert, am stärksten lebt. Das zeigt auch der personelle Austausch zwischen den beiden Organisationen. Während die SPÖ im Wahlkampf Werte wie Gerechtigkeit propagiert und die ÖVP Leistung plakatiert, bieten sich Grüne als „Bindeglied einer auseinanderbrechenden Gesellschaft“ an, wie der deutsche Meinungsforscher Klaus-Peter Schöppner die grüne Positionierung treffend beschrieben hat. Darin liegt die Gefahr für die Grünen. Ihr Profil verschwimmt mit jeder Regierungsbeteiligung.

KOPF DES TAGES

Wenn nationale Identität ins Strudeln kommt



Getürkt? Der Strudel als Beutegut und Zeugnis kultureller Vielfalt.

Illustration: Fotolia

Wasser und Öl bestehenden Teig hüllten, dass gerade Börek bis heute in jene charakteristische Schneckenform gelegt wird, die aus etymologischer Sicht die Bezeichnung „Strudel“ nach sich gezogen hat: All das weist doch überdeutlich darauf hin, dass wir den angeblich so kulturfremden Invasoren aus Kleinasien nicht nur den Kaffee und das Kipferl schulden – sondern auch das Wissen, wie Teig so kunstvoll gezogen wird, bis sich durch ihn die Zeitung (oder das *Koch Puech*) lesen lässt. In einem weiter gefassten Zusammenhang freilich steht die Geschichte der Strudelwerdung für eine erst in jüngerer Zeit verlernte Fähigkeit des austriakischen Wesens, die für seine Ausriks und Beständigkeit im Lauf der Geschichte von nicht zu überschätzender Bedeutung war: die Lust an der Befruchtung durch fremde Einflüsse und Kulturen, das gierige Aufsaugen guter Ideen und ihre prompte Verwurston als genuin österreichische Wesensform. Das Resultat ist ein äußerst vielseitiger Küchenstil, der durchaus als symbolisch für die austauschende und integrative Kraft von Essen und Genuss betrachtet werden kann. In diesem Sinne: Soll noch einer sagen, dass mit unsereins Mehlspeiskaisern nicht gut Kirschenstrudel essen sei!

Severin Corti

DER STANDARD

Impressum und Offenlegung: Herausgeber: Oscar Bronner, Dr. Alexandra Förderl-Schmid; Geschäftsführung: Mag. Wolfgang Bergmann; Chefredaktion: Dr. Alexandra Förderl-Schmid; Chefs vom Dienst: Dr. Eric Frey, Otto Ranfil, Bettina Stimereder. Leitende Redakteure: Dr. Gudrun Harrer, Thomas Mayer; Eigentimerin (100 %) / Medieninhaberin, Verlagssort, Redaktions- und Verwaltungsadresse: STANDARD Verlagsgesellschaft m.b.H., A-1030 Wien, Vordere Zollamtsstraße 13; Hersteller, Herstellungs- und Erscheinungsort: Mediaprint Zeitungsdruckerei Ges.m.b.H. & Co. KG, 1232 Wien, Richard-Strauss-Straße 16; Telefon: (01) 531 70, Fax-DW: Redaktion: 131, Anzeigen: 249, Abo: 330; E-Mail-Adressen: vorname.zuname@derStandard.at, info@derStandard.at, leserbriefe@derStandard.at, aboservice@derStandard.at, anzeigen@derStandard.at; Internet: http://derStandarddigital.at; Abo-Preise Inland (in Klammern für Studierende/Schüler) jährlich: € 365,- (235,-), monatlich: € 34,50 (21,50), für einzelne Wochentage – pro Tag und Jahr: € 77,- (49,-); Abo-Service: 0810/20 30 40 (Ortsanruf); Alle Rechte, auch die Übernahme von Beiträgen nach § 44 Abs 1 Urheberrechtsgesetz: © STANDARD Verlagsgesellschaft m.b.H., Art-Copyright: VBK, Wien, DVR 554219; Reichweite: MA 2012: 5,0 %, 358.000 Leser; ÖAK-geprüfte Auflage: Offenlegung gem. § 25 MedienG siehe: http://derStandarddigital.at/Impressum. Dem Ehrenkodex der österreichischen Presse verpflichtet.

Feature Klein und unschuldig: Barbara Coudenrove-Kalergi über Österreichs Freude am Kleinkarierten. **S. A 3**

Architektur Pariser Stadtmusikanten: Der Architekt Édouard François stapelt Häuser. **S. A 4**

Kunstmarkt Rudolf Koppitz hat viel mehr fotografiert als nur seine berühmte Bewegungsstudie. **S. A 5**

Reise Die griechische Insel Chios: ein Ziel für Eremiten und Philosophen mit Naturkaugummi. **S. A 6**

Spiele Die Aserbaidschanerin Nargiz Umudova zerzauste beim Tschaturanga Open in Wien überraschend die heimische Schachelite. **S. A 8**

Bücher I „Frost“-Fragmente: Mit „Argumente eines Winter-spaziergängers“ wird ein Bruch in Thomas Bernhards Schreiben sichtbar. **S. A 10**

Bücher II Der weißrussische Philosoph Valentin Akudowitsch versucht sein Land zu verstehen. **S. A 11**

Ich frage mich ... Otto Brusatti, Musikwissenschaftler und Radiomoderator fragt sich: „Nervt Richard Wagner nicht total?“ **S. A 12**



Hauptsache monochrom: Militärs der chinesischen Volksarmee stellen sich dem Fotografen.

Archivfoto (2007): Reuters/Lee

Freiheit nach Plan

Die Spannung zwischen Vereinheitlichung und Vielfalt ist in allen Gesellschaftsformen ein Thema. Über den politischen Umgang mit der Entscheidungsfrage „Frei sein oder gleich sein?“

Von Bert Rebhandl

Der österreichische Fußballer Marko Arnautović fiel in der aktuellen Saison durch verschiedene Dinge auf: Er schoss einige wunderbare Tore für Werder Bremen, für die österreichische Fußballnationalmannschaft hingegen traf er an prominenter Stelle, nämlich bei einer sogenannten Hundertprozentigen gegen Deutschland, nicht. Mehrere Monate erschien er wie ein geläuterter Professional, neulich kam er dann doch wieder negativ in die Schlagzeilen, als er spätnachts auf einer deutschen Autobahn in eine Polizeikontrolle fuhr.

Arnautović ist eine schillernde Figur. Dass er auch ein wahrhafter Vertreter der Moderne ist, das hat bisher allerdings niemand

festgestellt. Und doch ist es so. Denn der Wanderprofi Arnautović war einer der ersten Fußballer, die durch einen bestimmten markanten Haarschnitt auffielen. Sein „Irokese“ trug ihm sogar einen neuen Spitznamen ein: Als HaArnautović wurde er in deutschen Boulevardmedien einschlägig thematisiert.

Ob Arnautović zu den Pionieren dieser Mode gehörte, oder ob der brasilianische Jungstar Neymar oder der Berliner Weltstar Kevin-Prince Boateng früher dran waren, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit sagen. Aber es ist auch ohne Belang. Wichtig ist, dass heute fast jeder zweite Kicker zwischen der Stamford Bridge und Hütteldorf die Haare seitlich und hinten angeschoren trägt, oder anders gesagt: mit einem geschwollenen Haarkamm aufläuft.

Differenzierung als Arbeit

Der „Irokese“ ist zu einer Mode geworden, und damit unterliegen seine Träger einer Dynamik, die sich in vielen anderen Bereichen auch beobachten lässt: Wo viele sich unterscheiden wollen, kommt oft dasselbe heraus. Vielfalt schlägt immer wieder in Monotonie um, und wo das nicht so ist, hört zumindest die Arbeit der Differenzierung nie auf.

Die Mode ist deswegen ein so interessantes Feld zur Beobachtung dieser Phänomene, weil sich in ihr individueller Ausdruck mit allgemeinen Umständen kreuzt. Ein Trend wird erst einer, wenn er geteilt wird. Und schon gehört er einem nicht mehr, sondern wird zur Signatur einer Gruppe oder gar eines neuen Mainstreams. Es gibt kaum ein Feld, auf dem sich dies nicht in bestimmten Entsprechungen ebenfalls erkennen ließe, ob das nun die Tomatenzucht oder der Tourismus, die populäre Kultur oder der Fußball ist.

In allen Bereichen entsteht aus dem Wechselspiel zwischen Vielfalt und Vereinheitlichung, Diversifizierung und Komplexitätsreduktion eine Dynamik, die geradezu als das grundlegende Momentum der Moderne erscheinen könnte, also jener aus Europa hervorgegangenen Epoche, die den Kapitalismus, die freie Marktwirtschaft und die Menschenrechte entwickelt hat, aber auch Totalitarismus und Faschismus, die Konzentrationslager und die Gulags.

Der Verweis auf die politischen Großexperimente im 20. Jahrhundert lässt bereits erkennen, dass hinter dieser Dynamik eine konstitutive Spannung menschlicher Gesellschaften steckt: Freiheit und Gleichheit lassen sich nie-

mals vollständig miteinander vermitteln, es wird immer ein Rest bleiben, der nicht aufgeht, entweder kommt das eine zu kurz oder das andere. In den westlichen Wohlstandsgesellschaften ist ein Lebensstil möglich geworden, der auf maximaler Individualität beruht: Zur Pasta gibt es eine Sauce mit Sortenminze aus dem Bio-Markt, zur Rückenstärkung fliegt man zu einem Yoga-Retreat in den Süden, die prächtigen Kinder lernen schon mit drei Jahren Chinesisch. Es ist ein Lebensstil, der auf vielen sorgsam getroffenen Differenzentscheidungen beruht, der aber eine Schattenseite hat: Er ist, global gesehen, nicht vertretbar. Denn wenn alle so leben würden, wäre die Erde schon 2030 drei, vier Grad wärmer, und in 70 Jahren wäre sie unbewohnbar.

Die maximale praktische Freiheit, die sich in einer enormen Vielfalt von Optionen äußert, widerspricht also einer theoretischen Norm vertretbarer Gleichheit, die im Grunde allen Menschen ein jährliches Energiequantum zuteilen würde, das deutlich unter dem Verbrauch in den west-

lichen Ländern liegt. Das wäre dann aber Planwirtschaft oder Dirigismus, und würde dem Freiheitsideal widersprechen, auf dem nicht nur die Marktwirtschaft beruht. Sie gilt als das System, das am meisten Vielfalt hervorbringt, sowohl auf der Seite des Angebots als auch auf der Seite der Nachfrage, und zwar deswegen, weil diese beiden Faktoren einander wechselseitig auf Trab halten.

In den kommunistischen Systemen hingegen gab es eine Partei, einen Plan, und von den meisten Produkten eine bestimmte Version, zum Beispiel den Trabant, der für die meisten Menschen in der DDR gleichbedeutend mit dem Personenkraftwagen an sich war. Der Kommunismus befand sich mit dieser so ja gar nicht beabsichtigten Politik der Verknappung aber keineswegs in einer Gegenposition zur Moderne. Im Gegenteil stellten die planwirtschaftlichen Systeme in vielerlei Hinsicht eine Radikalisierung von deren Idealen dar. Effizienz ist eine der bestimmenden Ideen, die immer wieder auf Vereinheit-

➤ Fortsetzung auf Seite A 2



➤ Fortsetzung von Seite A 1
lichung hinauslaufen. Das Fließband, an dem die Arbeiter in drei Schichten stehen und das niemals stillstehen muss, bringt eine unendliche Vielzahl von gleichen Produkten hervor – die Industrialisierung mit ihren Innovationen brachte den Kapitalismus erst so richtig in Schwung.

Der real existierende Sozialismus glaubte von sich, hier einfach den nächsten logischen Schritt zu machen: Was für die Produktfertigung galt, konnte doch auch für den neuen Menschen als solchen gelten. Er könnte gleichsam auch gesellschaftlich gefertigt werden wie ein Produkt, an dem nichts mehr zu beanstanden ist. Und für seine Bedürfnisse könnte durch planvoll angelegte Kombinate gesorgt werden.

Parzelliertes Interesse

Der vermeintlichen Rationalität dieses Modells standen die lebensweltlichen Realitäten entgegen, die eben immer komplizierter und vielfältiger waren, als es die Gesellschaftsingenieure jemals in den Griff hätten bekommen können. Die kommunistische Landwirtschaftspolitik ist ein besonders gutes Beispiel für die Spannungen, die sich hier zu erkennen geben: Aufgezwungene Monokulturen führten zu Hungersnöten, während die kleine Parzelle des tolerierten Eigeninteresses hinter dem Haus immer wieder das Überleben von Menschen sicherte.

In den freien Gesellschaften sind die Verhältnisse heute gar nicht so viel anders. Nun sind es die Agrargiganten, die durch Saatgutdominanz und Patentansprüche dafür sorgen wollen, dass auf der ganzen Welt die gleichen Tomaten gegessen werden. Und un-

weigerlich provozieren Monsanto und Syngenta aber Gegenbewegungen. Auf den Bauernmärkten ist die Vielzahl von „alten Sorten“ beeindruckend groß, selbst bei den Diskontsupermärkten liegen inzwischen nicht mehr nur die roten Wasserbälle herum.

Der Kommunismus schuf übrigens auch auf dem Gebiet der Mode ein Paradigma für die vereinheitlichende Dynamik der Moderne. Die Mao-Uniform in China stellte den markantesten Versuch dar, das komplexe Ausdruckssystem Bekleidung auf eine einfache Form umzustellen. Gegen die Farbenpracht der feudalistischen, „reaktionären“ Ordnung gab es hier Monochromie und Uniform, also neuerlich ein Ideal von Gleichheit, und einen Versuch, die Unterschiede von Geburt, Gestalt, Geschick hinter einer egalitären Anmutung aufzuheben.

Und auch dazu gibt es eine Entsprechung in den freien Gesellschaften: Der klassische Herrenanzug, die Business-Uniform par excellence, zu der es längst auch Entsprechungen für Frauen gibt, beruht ebenfalls auf einem Ideal von Funktionalität, das es prinzipiell zuerst einmal ermöglicht, dass unterschiedliche Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und unterschiedlichen Hierarchieebenen einander gegenüber treten können, ohne sich lange mit Komplimenten für prächtigen Häuptlingsschmuck oder elegante Sarifaltung aufhalten zu müssen. Gleichzeitig lässt auch das Funktionalitätsideal des Anzugs wieder genügend Spielräume, um auf subtile Weise dann doch neue Unterschiede einzuführen: Schnitt und Stoff, und zuletzt natürlich die Haltung des Trägers, machen nur zu deutlich, dass Anzug keineswegs Anzug ist.

Im Gegenteil kann man sich mit einem schlecht sitzenden Anzug heute fast noch unmöglicher machen als mit einem anderen, auffälligeren Stilfehler. Und mit Regeln wie dem „Casual Friday“ reagiert die Berufswelt auf die Einsicht, dass mit einer radikal kon-

form, etwa in der des preußischen Staats, jene Ausprägung, auf die sich alles zubewegen würde. Dass der Marxismus als Linkshegelianismus begann, wurde zu einer der bedeutsamsten welthistorischen Weichenstellungen und führte letztlich zu einer Planwirtschaft, die von sich glaubte, sie wäre objektiv im Recht. Und diese Erfahrungen einer totalitären Gesellschaftsteuerung führten schließlich dazu, dass die Moderne sich selbstkritisch ihre eigene Nachfolge-Epoche verordnete: In der Postmoderne kehrten alle die vielfältigen Teilphänomene, Heterogenitäten, Spurenelemente zurück, die davor auf dem Altar der einen Großvernunft geopfert worden waren.

Heute befinden wir uns in einer Ära der großen Übergänge, die alles andere als klar erkennen lassen, welche Tendenzen die kommenden Jahrzehnte bestimmen werden. Doch hat das alles zusammenfassende Faktum der Globalisierung zumindest zu einer Vereinheitlichung geführt, die historisch relativ jung ist: Die Bezugsgröße für viele wesentliche Prozesse ist nun der eine Planet Erde, der als fragiles Ökosystem längst erkannt worden ist. Wissenschaftler, aber auch Konsumenten beginnen nun die vielen Verbindungslinien, die wir mit unserem Verhalten über diesen Globus ziehen, zueinander in Beziehung zu setzen und neue Muster herauszuarbeiten.

Das Reisen ist dabei die Erfahrungsform, bei der viele der Sachverhalte zueinander in Verbindung treten, auf die es ankommt. Auch beim Reisen gab es ja eine Phase der Hochmoderne, die zugleich diejenige des boomenden Massentourismus war. Dabei ging es im Grunde hauptsächlich darum, billige Regionalressourcen (Sonne, Strand, dienstbare Geister) mit den Wohlstandszentren in eine möglichst effiziente Verbindung zu setzen. Die Jesolo-Erfahrung wurde standardisiert – und vom konkreten Ort auch irgendwann unabhängig. Damit wuchs aber folgerichtig das Bedürfnis, dem Wegfahren wieder eine besondere Note geben zu können. Und so differenzierte sich auch dieses Feld so aus, dass es heute nahezu alle Formen gibt: von den Mountainbikern, die hoffen, auf den einsamen Pisten von Aksai Chin nicht von der chinesischen Polizei aufgehalten zu werden, bis zu den jungen Leuten, die halb ironisch wieder in die All-inclusive-Resorts fahren, reicht die Bandbreite der Formen.

Das Reisen zeigt aber auch, dass es zu der Massenabfertigung, die ja auch eine Demokratisierung der erstmals noblen Form des Reisens war, nur in einem begrenzten Maß Alternativen gibt. Denn es stößt, wie im Grunde alle anderen Dynamiken auch, an die Grenze der Ressourcen. Landschaft, zumal außergewöhnliche, ist eines der Naturgüter auf der Erde, von denen eine Menge vorhanden ist. Aber zumeist sind diese besonderen Orte schwer zu erreichen. So

(also alles auf eine einzige Substanz bezogen), oder aber, wirkungsgeschichtlich wesentlich erfolgreicher, idealistisch. Bei dem deutschen Systemdenker Hegel fallen die wesentlichen Komponenten Sein, Vernunft oder Geist so zusammen, dass die Dinge der Welt davon nur Manifestationen oder Entäußerungen sind. Eine der Konsequenzen dieses Denkens war, dass die Geschichte vorhersehbar werden konnte. Sie fand dann eben in einer bestimmten Erscheinungs-

form, etwa in der des preußischen Staats, jene Ausprägung, auf die sich alles zubewegen würde. Dass der Marxismus als Linkshegelianismus begann, wurde zu einer der bedeutsamsten welthistorischen Weichenstellungen und führte letztlich zu einer Planwirtschaft, die von sich glaubte, sie wäre objektiv im Recht. Und diese Erfahrungen einer totalitären Gesellschaftsteuerung führten schließlich dazu, dass die Moderne sich selbstkritisch ihre eigene Nachfolge-Epoche verordnete: In der Postmoderne kehrten alle die vielfältigen Teilphänomene, Heterogenitäten, Spurenelemente zurück, die davor auf dem Altar der einen Großvernunft geopfert worden waren.

Heute befinden wir uns in einer Ära der großen Übergänge, die alles andere als klar erkennen lassen, welche Tendenzen die kommenden Jahrzehnte bestimmen werden. Doch hat das alles zusammenfassende Faktum der Globalisierung zumindest zu einer Vereinheitlichung geführt, die historisch relativ jung ist: Die Bezugsgröße für viele wesentlichen Prozesse ist nun der eine Planet Erde, der als fragiles Ökosystem längst erkannt worden ist. Wissenschaftler, aber auch Konsumenten beginnen nun die vielen Verbindungslinien, die wir mit unserem Verhalten über diesen Globus ziehen, zueinander in Beziehung zu setzen und neue Muster herauszuarbeiten.

Das Reisen ist dabei die Erfahrungsform, bei der viele der Sachverhalte zueinander in Verbindung treten, auf die es ankommt. Auch beim Reisen gab es ja eine Phase der Hochmoderne, die zugleich diejenige des boomenden Massentourismus war. Dabei ging es im Grunde hauptsächlich darum, billige Regionalressourcen (Sonne, Strand, dienstbare Geister) mit den Wohlstandszentren in eine möglichst effiziente Verbindung zu setzen. Die Jesolo-Erfahrung wurde standardisiert – und vom konkreten Ort auch irgendwann unabhängig. Damit wuchs aber folgerichtig das Bedürfnis, dem Wegfahren wieder eine besondere Note geben zu können. Und so differenzierte sich auch dieses Feld so aus, dass es heute nahezu alle Formen gibt: von den Mountainbikern, die hoffen, auf den einsamen Pisten von Aksai Chin nicht von der chinesischen Polizei aufgehalten zu werden, bis zu den jungen Leuten, die halb ironisch wieder in die All-inclusive-Resorts fahren, reicht die Bandbreite der Formen.

Das Reisen zeigt aber auch, dass es zu der Massenabfertigung, die ja auch eine Demokratisierung der erstmals noblen Form des Reisens war, nur in einem begrenzten Maß Alternativen gibt. Denn es stößt, wie im Grunde alle anderen Dynamiken auch, an die Grenze der Ressourcen. Landschaft, zumal außergewöhnliche, ist eines der Naturgüter auf der Erde, von denen eine Menge vorhanden ist. Aber zumeist sind diese besonderen Orte schwer zu erreichen. So

kommen Faktoren wie Zeit oder Energie ins Spiel, und jede Erfahrung prononciierter Individualität produziert ihre eigene, kleine Ökobilanz, die das eigene Verhalten wiederum in die allgemeinen Prozesse einspeist.

Daraus ergibt sich die politische Frage, deren Dringlichkeit schon einmal deutlicher wahrgenommen wurde als in der Gegenwart: Wie lässt sich das bunte Sammelsurium der Nationalstaaten mit ihrem Systempluralismus, ihren Reichtümern und Kulturen, mit ihren weit auseinanderklaffenden Lebensstandards so auf einen einheitlichen Nenner bringen, dass ein vernünftiges und positives Handeln entsteht? Auch hierauf hat die Moderne eine recht einfache Antwort entwickelt: Sie setzte voraus, dass alle Gesellschaften modern werden müssten, also die „primitiven“ Stadien hinter sich lassen müssten.

Nur so könnten die Ungleichzeitigkeiten beseitigt werden, die heute noch zwischen Bauern im chinesischen Hinterland, muslimischen Servicekräften auf den Malediven, usbekischen Rohstoffmagnaten und amerikanischen Tech-Nerds bestehen. Die Moderne wollte für alle diese Ausgangspositionen einen einheitlichen, vernünftigen Rahmen schaffen, ein Gesellschaftssystem, in dem sich die Interessen „wie von selbst“ ausgleichen würden und in dem der Gegensatz zwischen Individuum und Masse, zwischen Vielfalt und Vereinheitlichung produktiv aufgehoben wäre. Auf eine gewisse Weise ist das sogar eingetreten, aber ohne dass die Ergebnisse sich als allzu vernünftig erwiesen hätten.

Und so klapft gegenwärtig in unseren Erfahrungswelten etwas radikal auseinander, was für frühere Generationen mit ihren kleineren Lebenswelten kein Problem war. Wir stehen von einer unübersehbaren Vielfalt von Möglichkeiten, das Leben zu gestalten, aber wir haben als Bezugsgröße nicht mehr nur das eigene Glück und das der nächsten Liebsten, sondern eine einheitliche Weltgesellschaft, die wie ein großes Durcheinander erscheint, und in der doch alles zusammenwirkt. Was das für den kategorischen Imperativ bedeutet, für das allgemeinste formale Handlungsprinzip der Moderne, darüber denken nicht nur die Philosophen heute nach.

Von Marko Arnautović gibt es übrigens ein Zitat, das darauf hindeutet, dass er in diesen Angelegenheiten noch nicht auf dem neuesten Stand ist. „Ich bin etwas Höheres als du“, soll er zu einem Polizisten gesagt haben. Damit reklamiert er eine Ausnahmestellung für sich, die nicht haltbar ist. Vielleicht wollte er diese mit seinem „Irokesen“ ja nur unterstreichen. Aber auch das ging nach hinten los. Wie so vieles in der Geschichte.

Von Marko Arnautović gibt es übrigens ein Zitat, das darauf hindeutet, dass er in diesen Angelegenheiten noch nicht auf dem neuesten Stand ist. „Ich bin etwas Höheres als du“, soll er zu einem Polizisten gesagt haben. Damit reklamiert er eine Ausnahmestellung für sich, die nicht haltbar ist. Vielleicht wollte er diese mit seinem „Irokesen“ ja nur unterstreichen. Aber auch das ging nach hinten los. Wie so vieles in der Geschichte.



Bert Rebhandl, freier Mitarbeiter des STANDARD seit 1993, lebt als Kulturpublizist, Filmjournalist und Herausgeber der Zeitschrift „Cargo“ in Berlin. Zuletzt erschien sein Buch über die TV-Serie „Seinfeld“ (Diaphanes-Verlag).
Foto: Rüdiger Schestag

IMPRESSUM:

Redaktion: Christoph Winder (Leitung), Mia Eidhuber (Titel, Ich frage mich ...), Stefan Gmünder (Literatur), Sascha Aumüller (Reise), Wojciech Czaja (Architektur). Sekretariat: Esther Hecht. Layout: Armin Karner, Claudia Machado, Magdalena Wallner. E-Mail: album@derStandard.at



Von links oben im Uhrzeigersinn: Die Herren Arnautović, El Shaarawy, Vidal und Neymar demonstrieren, wie Vielfalt in Monotonie umschlagen kann.
Foto: Reuters (2), AP, APA

Die Freude am Kleinkarierten

Klein und unschuldig, geschichtslos und provinziell. So, haben wir gelernt, soll Österreich sein. Wie österreichisch ist Österreich? Ein Essay.

Von Barbara Coudenhove-Kalergi

Mit großem Aufwand wurde in Österreich 1946 der Tatsache gedacht, dass vor 850 Jahren erstmals der Name Ostarrichi in einer Urkunde auftauchte. Auf einem Schenkungsdokument über ein Stück Land rund um das heutige Neuhofen an der Ybbs an das Bistum Freising. Auch in unserer Schule wurde das Jubiläum gefeiert. Hier wurde eine Tradition begründet, die im Wesentlichen bis heute fortlebt: Österreich als kleines Ländchen ohne Verbindung zur großen deutschsprachigen Kultur und ohne Verbindung zum Erbe des großen habsburgischen Vielvölkerstaats. Das Ostarrichi-Papier als Gründungsdokument.

Aus der Nachkriegserfahrung heraus erscheint das verständlich. Die damals Regierenden wollten um jeden Preis deutlich machen, dass das neue Österreich nichts, aber auch gar nichts, mit dem besiegten Nazi-Deutschland zu tun hatte. Und möglichst auch nichts mit der vergangenen Donaumonarchie. Klein und unschuldig, geschichtslos und provinziell, mit einem historisch bedeutungslosen Aktenstück als Anfängerzählung. So haben wir es in der Schule gelernt. Österreich? Neuhofen an der Ybbs und Umgebung.

Ein fernes Echo dieses Geistes klang noch in späteren Jahren an, als etwa behauptet wurde, Österreich sei kein Einwanderungsland oder der einstige ÖVP-Bundeskanzler Josef Klaus sei „ein echter Österreicher“, im Gegensatz zu seinem damaligen Herausforderer, dem jüdischen Sozialdemokraten Bruno Kreisky mit seinen familiären Wurzeln in Mähren.

Hält diese Idee von Österreich einem Reality-Check stand? Gibt es auch andere österreichische Traditionen, die nach wie vor wirksam sind? Und sollten wir uns möglicherweise öfter an sie erinnern und sie sichtbar machen?

In meinem Wiener Innenstadt-Grätzel gibt es in meiner unmittelbaren Nähe ein griechisches, ein persisches und ein tschechisches Restaurant neben zwei Lokalen mit traditioneller österreichischer Küche. Ferner einen russischen Kosmetikladen, einen italienischen Eissalon, eine polnische Schnei-

derin, einen türkischen Imbiss, eine griechisch-orthodoxe, eine römisch-katholische und eine griechisch-katholische Kirche, in der sich die Wiener Ukrainer versammeln. Die meisten von ihnen stammen aus der Westukraine, dem ehemaligen österreichischen Kronland Galizien. Meine Putzfrau, nebenbei Studentin der Pädagogik, kommt aus Bosnien, zeitweise ebenfalls Teil von Österreich-Ungarn, und der Mann, der meine Wohnung ausgemalt hat, aus dem einst österreichischen, später deutschen und dann polnischen Schlesien.

All das ist durchaus nicht nur das Resultat der jüngsten Zuwanderungswelle, in der manche die Gefahr der „Umvolkung“, der Überfremdung und des Verlustes der österreichischen Identität sehen. Das tschechische Lokal, einem alteingesessenen Hotel angefügt, im Besitz des tschechischen Turnvereins Sokol, gibt es seit hundert Jahren. Die griechische Kolonie in unserem Viertel existierte schon im 19. Jahrhundert, als Griechenland unter türkischer Herrschaft stand und Wien Sammelpunkt der Exilgriechen war. Im Wien-Museum wird ein Bild eines türkischen Kaffeehauses in unserer Straße aufbewahrt, ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert, auf dem würdige Herren mit Turban zu sehen sind, die Kaffee trinken und Wasserpfeife rauchen. Türken gibt es hierzulande keineswegs erst seit dem Zustrom türkischer Gastarbeiter in den letzten Jahrzehnten. Nach dem endgültigen Friedensschluss mit Konstantinopel war Wien ein bedeutender Handelsplatz für den Warenaustausch mit dem Orient, und türkische Kaufleute spielten dabei eine wesentliche Rolle.

Nur den Sisi-Kitsch behalten

Kürzlich hat mir jemand eine alte „Feldpostkorrespondenzkarte“ zukommen lassen, die im Ersten Weltkrieg an meinen Vater an die Front geschickt wurde. Das Wort Absender ist darauf in acht Sprachen abgedruckt: Odesilatel, Nadawed, Mittente, Dosiljatel, Posiljac, Presentator und eine Bezeichnung in kyrillischer Schrift. Das waren die anerkannten Landessprachen in der Donaumonarchie. Sie wurden von den Soldaten gesprochen, die damals für Österreich kämpften und starben. Haben wir mit all dem wirklich nichts mehr zu tun? Sind die Ausländer, die zu uns kommen, wirklich alle völlig Fremde? Ist im kleinen Österreich überhaupt nichts mehr da von dem großen Österreich, dessen Teil es über Jahrhunderte hinweg war? Vom Erbe des Habsburgerreiches haben



Eine „echte Österreicherin“ – mit Migrationshintergrund: Coudenhove-Kalergi ist in Prag geboren, als Teenager nach Österreich gekommen. Unter ihren Vorfahren finden sich polnische, ungarische, deutsche und niederländische, griechische und italienische und sogar japanische Menschen.

Foto: Heribert Corn

wir offenkundig nur den Sisi-Kitsch behalten, nicht die Spuren des Vielvölkerstaats. Und von dessen Untergang nicht das republikanische Selbstbewusstsein, sondern die Freude am Kleinkarierten und Provinziellen.

Ähnliches gilt für den zweiten Strang, der sich durch die österreichische Geschichte zieht, die Zugehörigkeit zum reichen Schatz der deutschen Kultur. In den Nachkriegsjahren lernten wir, als Zeichen der Abgrenzung vom deutschen Täterstaat, in der Schule nicht mehr Deutsch, sondern das Fach „Unterrichtssprache“. Grillparzer war plötzlich wichtiger als Goethe, und die Loslösung vom Deutschtum schien dringender als die von der Naziideologie.

Auch hier zeigt die österreichische Realität ein anderes Bild.

„Sind die Ausländer, die zu uns kommen, wirklich alle völlig Fremde? Ist im kleinen Österreich überhaupt nichts mehr da von dem großen Österreich, dessen Teil es über Jahrhunderte hinweg war?“

den beiden Städten. Beiden tut das gut.

Also wie österreichisch ist Österreich nun? Meine Antwort lautet: Es ist sehr österreichisch, nicht obwohl, sondern weil es tausend Fasern sowohl mit seinem deutschen Nachbarn als auch mit seinen östlichen und südlichen Nachbarn verbinden. Diese in einer jahrhundertelangen Geschichte geknüpften Verbindungen sind kein Fremdkörper in der österreichischen Identität, sie sind ein Teil von dieser. Wir tun derzeit nur alles, um sie zu verleugnen.

Und wie steht es mit mir selber? Wie österreichisch bin ich? Gute Frage. Ich habe einen Migrationshintergrund. Ich bin in Prag geboren und erst als Teenager nach Österreich zugewandert. Unter mei-

nen Vorfahren finden sich polnische und ungarische, deutsche und niederländische, griechische und italienische und sogar japanische Menschen. Bin ich ein Resultat der „Umvolkung“? Nicht wirklich einheimisch? Oder bin ich trotzdem eine „echte Österreicherin“? Ich denke: ja. Und mit mir Hunderttausende, die im Laufe der Geschichte irgendeinmal von anderswo gekommen und ihren Teil zu dem beigetragen haben, was Österreich heute ist.

In seinem schönen Buch *Der letzte Glanz der Märchenstadt* beschreibt der Autor Otto Friedländer das Wien der Jahrhundertwende. Da trifft man auf der Straße türkische Hausierer mit dem Fez auf dem Kopf, Huzulen im weißen Rock und mit Lammfellmütze, polnische Juden im zobelverbrämten Kaftan, armenische Mechitaristenpriester mit violettem Seidengürtel über der Soutane. Eben diese Vielfalt machte laut Friedländer den Glanz der Märchenstadt aus. Dass sie nicht österreichisch sein könnte, wäre dem Hofrat nicht einmal im Traum eingefallen.

Diese Vielfalt gibt es heute auch. Wir haben jetzt maronitische, serbisch- und rumänisch-orthodoxe Kirchen, jüdische und muslimische Bethäuser verschiedener Richtungen. Wir haben afghanische Internetcafés, türkische Änderungsschneider und nigerianische Musikklubs. Diese Vielfalt war damals nicht unproblematisch und ist es auch heute nicht. Aber österreichisch ist sie allemal.

Es schadet nicht, wenn wir uns gelegentlich an die Urkunde mit der Bezeichnung „Ostarrichi“ erinnern. Aber dass Österreich mehr ist als Neuhofen an der Ybbs und Umgebung – das sollten wir mittlerweile gelernt haben.

Barbara Coudenhove-Kalergi, geb. 1932 in Prag, ist Journalistin. Zuletzt erschien von ihr „Zuhause ist überall. Erinnerungen“ (Zsolnay-Verlag, 2013).



Die Krisenkolumne von Christoph Winder

Versenkt die Cents im Trevibrunnen! Wider das Gröschlerwerk in der EU.

Keinen Berufeneren als Hans-Peter Martin, den Vorarlberger Politrebellen mit der klangschönen Stimme, gibt es, um den Unmut der EU-Bürger über die Ein- und Zwei-Cent-Münzen-Wirtschaft in die Welt hinauszuposaunen. Ein ganzes Jahr lang hat Martin untersucht, was die Herstellung des europäischen Gröschlerwerks kostet. In seinem Abschlussstatement, berichtet das Blatt *Österreich*, „wettert“ er jetzt (und Martin ist ein berühmter-berühmter Wetterer!): „Die Produktion der Münzen ist eine riesige Geldverschwendung“. Das nennen wir eine mutige Ansage! Und eine längst überfällige dazu. Denn jeder halbwegs sensible EU-Bürger ist sich seit Jahren im Klaren, dass das in Hosensäcken und Damenhandtaschen knirschende Kupferkleinzeug ein ewiges Ärgernis ist. Non olet? Mitnichten. Die Ein- und Zwei-Cent-Münzen stinken uns schon lange gewaltig. Hier die Cent-Scherereien im Detail. Erstens sind die immer gehäuft auftretenden Minimünzen eine sinnlose Beschwer jeder Geldbörse und führen zu einem hässlichen Herabhängeeffekt und unschönem Faltenwurf am hinteren männlichen Hosenbein. Ein-Cent-Münzen leisten dem Fortbestand fadenscheiniger Lock-

preise („heute um nur 1 Euro 99!“) Vorschub. Ebenfalls unerträglich: Wenn sich nach einem ungeschickten Griff zum prallgefüllten Portemonnaie dessen Inhalt prasselnd auf den Boden ergießt und die Cent-Zwerge in alle Himmelsrichtungen davonstieben. Ehe man danach das Kleinzeug aus Bodenritzen und Zimmerecken hervorgekratzt hat, vergehen Stunden. Bei Licht betrachtet, hat die Ein-Cent-Münze eigentlich nur einen einzigen Vorteil: Nämlich den, dass man unfreundliche Kellnerinnen und Kellner mit ihnen züchtigen kann („Da, dieser Cent ist für Sie. Machen Sie sich

einen schönen Abend!“). Damit wird sich die überteuerte Münzproduktion vor dem EU-Steuerbürger aber auf Dauer kaum rechtfertigen lassen. Was also tun? Möglichkeit eins: Die Ein- und Zwei-Cent-Stücke durch kostengünstigere Zahlungsmittel ersetzen (kleine und große Kaurimuscheln). Eleganter die Möglichkeit zwei: Das ganze EU-Minimünzenunheil ein für alle Mal in einem symbolträchtigen europäischen Gewässer versenken, im Bodensee, im Loch Ness oder am allerbesten im Trevibrunnen. Das bringt nämlich auch noch Glück, und das können wir in Europa gut brauchen.



Das Wohnhaus in Champigny-sur-Marne bei Paris ist die Summe von Stadtvilla, Plattenbau und Einfamilienhaus. Oder, wie Édouard François sagt: „Keines dieser 08/15-Wohnhäuser, sondern ein witziges Ding, das Spiegelbild der kulturellen Vielfalt dieser Stadt ist.“
Foto: Paul Raftery

Pariser Stadtmusikanten

Delogierung mal anders: Architekt Édouard François stapelte für den Bauträger Paris Habitat verschiedene Wohnhäuser zu einer urbanen Collage.

Von Wojciech Czaja

Die Straßen sind geprägt von Kinderwagen, Einkaufswagen und tiefergelegten Renaults, deren Kofferräume mit Subwoofern ausgefüllt sind. Das Savoir-vivre ist nicht zu überhören. Trist wachsen dahinter abgewohnte, unansehnlich gewordene Plattenbauten in den Himmel. Gelegentlich noch ragt aus dem planlosen Nichts das eine oder andere Einfamilienhaus, die eine oder andere historische Stadtvilla, die von den rigorosen Stadtbaumaßnahmen der Sechziger- und Siebzigerjahre verschont geblieben ist.

Champigny-sur-Marne, rund zehn Kilometer südöstlich von Paris gelegen, ist das etwas andere Frankreich, fernab von Tour Eiffel und Champs-Élysées, eine Mischung aus Stadtrandgrün und Banlieue. 23 Prozent der Bevölkerung sind Migranten, die meisten davon stammen aus Nordwest- und Zentralafrika, die Arbeitslosigkeit ist exorbitant. Ein Drittel der Menschen unter 25 ist ohne Job.

Oder, wie es der Pariser Architekt Édouard François ausdrückt: „Das ist eine furchtbare und unattraktive Stadt mit vielen Problemen. Niemand will hier wohnen, niemand will darüber sprechen. Doch die Wahrheit ist: Champigny ist ein weltweites Phänomen, denn die sozial benachteiligten Wohnquartiere an den Peripherien der Großstädte sehen überall gleich aus. Die Infrastruktur ist eine Katastrophe, die Mobilität ist nicht gelöst, und das Stadtbild ist schlichtweg eine Beleidigung für die Augen.“

Das Wohnhaus „Urban Collage“, das vor rund einem Jahr fer-

tiggestellt wurde, ist als aufmunternder Beitrag gedacht. François verschließt sich nicht vor der Realität, sondern schnappt sich die für diesen Ort typischen Wohntypologien und stapelt sie zu einer architektonischen Variante der Bremer Stadtmusikanten. Unten Stadtvilla, in der Mitte Plattenbau und oben drauf, quasi als surreales Sahnehäubchen im siebenten Stock, ein paar Einfamilienhäuser von der Stange. 114 Wohnungen gibt es insgesamt.

„Manche Leute werfen mir vor, dass ich mich mit diesem Projekt über die Wohnsituation armer Leute lustig mache“, meint François. „Aber das stimmt nicht – ganz im Gegenteil. Ich will die Architektur, die in Champigny-sur-Marne vorzufinden ist, als Baustein verwenden, um etwas anderes daraus zu machen, keines dieser 08/15-Wohnhäuser, sondern ein witziges, fröhliches Ding, das ein Spiegelbild der kulturellen Vielfalt dieser Stadt ist.“

Dass sich hinter dem Witz, den der eine lustig finden mag und der andere nicht, ein aufwändig geplantes Delogierungsprojekt verbirgt, ist den Beteiligten erst auf gezieltes Nachfragen zu entlocken. Paris Habitat, größter gemeinnütziger Wohnungsserrichter und Immobilienverwalter der Hauptstadt, besitzt eine Handvoll Plattenbauten in Champigny. Die meisten davon sind marod, entsprechen längst nicht mehr den bautechnischen und energetischen Anforderungen und sind am Markt kaum noch zu vermieten. Nicht zuletzt sind die Wohnungen, nachdem sich die Suchkriterien in den vergangenen Jahrzehnten verändert haben, für die meisten Wohnungssuchenden zu groß.

„Urban Collage ist das erste Teilprojekt einer langen Serie, in der die alten, leer stehenden Plattenbauten nach und nach durch attraktivere Neubauten ersetzt

werden sollen“, erklärt Karin Sallière-Trayssac, Projektleiterin im Büro Édouard François. „Nachdem wir das Haus fertiggestellt haben, wurden die bestehenden Mieter in ihre jeweilige Wunschwohnung umlogiert. Danach wurde der alte Plattenbau abgerissen, um Platz für einen weiteren Neubau zu machen.“ So, meint Sallière-Trayssac, solle das sozial benachteiligte Wohnquartier nach und nach umgekrempelt werden.

Hier einziehen? Schock!

Eine der betroffenen Mietparteien ist Familie Laidi. Seit und 35 Jahren leben Vater Laid und Mutter Aichi, beide aus Algerien, in Champigny. Elf der insgesamt zwölf Kinder sind bereits ausgezogen, die 23-jährige Nachzüglerin Asma lebt noch bei ihren Eltern. „Die Umlogierung war ein wunderbarer Schritt für uns“, erinnert sich Asma. „Die alte Wohnung war ein wunderbar gedämmt, undicht, feucht, kalt im Winter, und man hat ständig alles durchgehört. Und manchmal hatten wir tagelang kein Wasser, weil die Steigleitung wieder einmal kaputt war. Ich bin froh, dass wir umgezogen sind.“

Und, wie gefällt Asma das neue Haus? Sie rollt mit den Augen. „Als uns Architekt Édouard François das erste Mal die Pläne und das Modell unseres neuen Wohngebäudes präsentiert hat, in das wir alle umziehen sollten, waren wir geschockt. Das war eine Katastrophe.“ Der 75-jährige Vater mischt sich ins Gespräch ein und schimpft. Irgendwann fällt der Begriff Disneyland Paris. Der erste Eindruck sitzt den Laidis noch tief in den Knochen. „Doch mittlerweile haben wir unsere neue Wohnung richtig lieb gewonnen.“

Familie Laidi lebt in einem der kleinen Einfamilienhäuser, die etwas deplatziert auf dem Dach zum Landen gekommen sind, Fensterläden und schmiedeeiserne

Scharniere inklusive. Die Wohnfläche beträgt 90 Quadratmeter, hinzu kommt eine riesige Dachterrasse vor dem Wohnzimmer. Die Miete ist zwar teurer, doch nachdem die Heizkosten nur noch einen Bruchteil von früher betragen, ist die Bruttomiete mit rund 600 Euro um keinen Cent teurer als im Vorgängerbau.

„Eine neue Wohnsituation verlangt immer auch nach einer gewissen Lebensumstellung“, sagt Mutter Aichi. „Das ist schon okay. Was ich allerdings kritisiere, ist der offene Wohnungsgrundriss, wo Wohnzimmer, Küche und Vorzimmer ohne Wände und Türen übergangslos ineinanderfließen. Auch wenn das nicht so aussieht, aber wir sind eine progressive und moderne Familie. Doch nicht alle sind so wie wir. Es gibt einige arabische Familien im Haus, die mit der neuen Situation nicht umgehen können.“

Lebensgefühl wie in einem Dorf

Der Grund: Durch den Wegfall von Wänden sei die Abgrenzung von Männerräumen und Frauenräumen verlorengegangen. Manche Parteien hätten nachträglich Wände eingezogen. „Ich verstehe von moderner Architektur nicht viel“, meint Aichi. „Aber wenn Sie

mich fragen, ist das eine Zwangsbeglückung, weil die Wohn- und Lebenstraditionen der Zielgruppe nicht respektiert wurden.“

Ganz anders draußen auf den Laubengängen. Kinder rennen hin und her, Wäsche ist von einer Hauswand zur anderen gespannt, wacker kämpfen sich Nanaminze und Petersilie aus der Erde. „Früher waren die Wohnungen alle an einem langen, dunklen Gang aufgefädelt, und jeder lebte für sich allein“, sagt Aichi Laidi. „Heute ist alles offen, und endlich sieht man die Nachbarn, die rundherum wohnen. Man fühlt sich hier wie in einem Dorf. Ich mag das.“

Nicht alle sind so glücklich wie die Laidis. „Sozialer Wohnbau in Paris ist ein trauriges Kapitel“, sagt Édouard François. „Immer noch wird in Frankreich Segregation nach sozialen Schichten und Klassen betrieben, und zwar mehr als in anderen Ländern. Es entsteht ein Ghetto nach dem anderen. Was fehlt, ist kulturelle Durchmischung und menschliches Durcheinander.“

Wäre die Stadt eine nicht nur oberflächlich, sondern auch substanzvoll durchwebte soziale Collage, so François trotzig, dann würde dieses Haus niemandem mehr auffallen.



Blick auf den Laubengang: „Alles ist offen. Endlich sieht man die Nachbarn, die rundherum wohnen.“ Ist das schon eine soziale Collage?
Foto: Raftery

Von der Wahrhaftigkeit des Daseins

Um das Suchen und Finden, das Hinterfragen, Fortgehen, das Sich-Finden und Sich-Verlieren, um das Wechselspiel kultureller Identität, Tradition, Sozialisation und persönlicher Entwicklung im Orbit kreativer Prozesse dreht sich das Universum einer Porträtserie von **Thomas Trenkler**. Das der Erkenntnis der Abnabelung gleichkommende Bekenntnis *Ich fiel in eine Welt* von Karl Markovics gab der Sammlung von in den Kulturzeitschriften *Morgen* und *Parnass* sowie im STANDARD erschienenen Gesprächen über die Kunst und das Leben per se den Titel.

Auf der Basis fundierten Fachwissens, seiner investigativen Ader und mittels sensibler Gesprächsführung entlockte Kulturredakteur Thomas Trenkler seinen Interviewpartnern vielerlei Unbekanntes, oft höchst Persönliches. Man erfährt Intimes über Valie Export und Peter Weibel, Arnulf Rainer und Maria Lassnig, über die Sucht nach kreativer Ausdruckskraft, über Ängste von Daniel Spoerri, Sabine Haag, Josef Hader, das Alter Ego von Gustav Peichl oder Paulus Hochgatterer und dass der Wunsch, Frauen zu imponieren, Hermann Nitschs Schaffensmotivation gewesen sei. Berührend die Sequenzen mit Julian Schutting und Andrea Eckert. Momente wie jene der Öffnung um den Lebensmenschen des sonst so um seine Privatheit bemühten Michael Heltau spiegeln sich auch in sensiblen Fotoserien von **Rita Newman** wider. Wider die Usancen unserer auf Utilitarismus und Effizienz ausgerichteten Dekade der räumlichen sowie zeitlichen Verknappung. Gerade aber diese epische Breite, das Gewähren von Nachdenkphasen mit Nuancierung, Aussparungen und Abschweifungen – entgegen der Alltäglichkeit des Faktischen – verleiht den Gesprächen Zeitlosigkeit.

Analog zu den Gesetzen der Physik gewährt das Auffächern des sonst scharf zielgerichteten Scheinwerfers ein fein nuanciertes psychologisches Spektrum ungeahnter Vielfalt. Anstelle der Fragen des Wer, Was, Wann und Wo tritt eindringlich das Warum.

Und letztendlich, nicht mehr und nicht weniger, worum es im Leben geht. *Gregor Auenhammer*

Thomas Trenkler, „Ich fiel in eine Welt“. Fotos von Rita Newman. € 29,90 / 160 S., Christian-Brandstätter-Verlag, Wien 2013

Gedicht

Bahnhof

In den Nischen nisten die Winde die Vögel treiben hinter den schiefen Schaffnerrützen Kino im Hirn für die Eiligen

Die Geleise vollgetankt mit gefrorener Sonne im eigenen Rhythmus den keine Chöre übertönen

Träume angehängt hoch über den Pyramiden erst dort beginnt die freie Fahrt und der Himmel als weites Land

Besuchen wir Bahnhöfe auch wenn wir nicht verreisen kein Stolpern mit Fieberaugen die Waggons trällern ihren Blues weiterhin, wir bleiben, schön man ist längst angekommen.

Irena Habalik, unpubliziert.



Hörbuch

Wo die wilden Bäche rauschen

Da, wo der Wildbach rauscht, die Almen blühen, die Buam grade Haxn haben und die Madln so blitzsauber sind wie die Höfe groß, wo die Arbeit mit gottesfürchtiger Demut getan wird, da ist Heimat, da ist Bayern. Hier, im Isartal, liegt der Hof des Wildbacher-Bauern, seit 290 Jahren im Familienbesitz. Selbst im idyllischen Alpenvorland grassieren jedoch Macht und blindes Liebesglühen, da ist der Blutkreislauf voller Sehnsucht und unzüchtiger Überschreitungen, woraufhin alttestamentarische Strafen die Bösen ereilen. Der Förstersfrau **Frieda Runge**, 1902 bei Illertissen zwischen Augsburg und Konstanz geboren und 85 Jahre später in Lenggries bei Bad Tölz verstorben, verdankt die deutsche Dichtung neben der *Ehrlosen Wildbacherin* solche titanischen Romanwerke wie *Brautfahrt ins Jägerdorf*, kurz: Alpentrash, Edelkitsch in rührend anmutiger Vollendung. Der Schauspieler Christian Tramitz, der Ranger aus *Der Schuh des Manitu* und mütterlicherseits verwandt mit Christiane und Marie Hörbiger, hat sich dieser Lektüre aus Studententagen in den 1970ern erinnert. Und liest diesen Fund, schon damals nur zu ertragen mit legalen Rauschmitteln, mit Verve und virtuoser mundartlicher Anverwandlung ein. Glücklicherweise denunziert er an keiner Stelle mit Ironie diesen irrwitzigen, zum Schreien unfreiwillig komischen Text.

Alexander Kluy

Frieda Runge, „Die ehrlose Wildbacherin“. € 16,99 / 165 min. Der Audio-Verlag, Berlin 2013

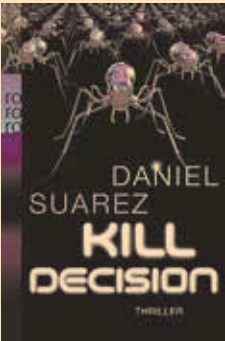


Krimi

Weberameisen, Drohnen und Sockenpuppen

Die Story ist in den Grundzügen bewährt und einfach: die Guten gegen die Bösen, dazwischen die Halb-Bösen, die Sprache selbst stellt keinerlei hohe Ansprüche. Aber was der amerikanische Software-Entwickler **Daniel Suarez** daraus macht, ist eine faszinierende Mischung aus Krimi und Sciencefiction. Im Prinzip geht es um die neuen Techniken der Überwachung und was das für die Überwachten bedeutet. Es geht um Drohnen, die kriegstreibende Zwischenfälle provozieren und jeden aufspüren können, um Waffenlobbys und die Erkenntnisse einer Ameisenforscherin, deren Daten über die Schwarmintelligenz auf Drohnenschwärme anwendbar sind. Die Miniaturisierung von Waffensystemen hat Stanislaw Lem ausführlich vorhergesagt. Ernst Jünger entwickelte in seiner Erzählung *Die gläsernen Bienen* schon viel früher ähnliche Visionen. Vor kurzem sah man in einer Schweizer Tageszeitung Fotos von einem Schwarm Roboterfliegen. Sciencefiction wird zur Realität. Was nun hinzukommt, sind die unheimlichen Manipulationsmöglichkeiten durch das Internet. Agenturen schaffen „Sockenpuppen“, künstliche „Personen“, die mittels eines Programms tausendfach Meinungen verbreiten, die sozialen Netzwerke infiltrieren und so die Politik beeinflussen. Suarez' Thriller ist beunruhigend und informativ. Die Zukunft hat längst begonnen. *Ingeborg Sperl (www.krimiblog.at)*

Daniel Suarez, „Kill Decision“. Deutsch: Cornelia Holfelder-von der Tann. € 13,40 / 491 Seiten. rororo, Reinbek 2013



Kinderbuch

Von „Baumhänden“ gehoben

Wenn es Jahreszeiten für Bücher gibt, dann wäre in diesem Fall der Herbst passend. Ein Eindruck, den nicht nur die vor allem in Brauntönen gehaltenen Illustrationen von **Jon Klassen** vermitteln. **Ted Koosers** Geschichte *Das Haus in den Bäumen* – für Kinder ab dem vierten, fünften Lebensjahr – handelt vom Erwachsenwerden und Altwerden. Erzählt wird dies anhand einer Familie, die in einem Haus am Waldrand lebt – einfühlbar und melancholisch. „Als es neu war, stand das Haus frei auf einem leeren Stück Land. Um es herum gab es einen frisch gepflanzten Rasen, aber keinen einzigen Baum, der im Sommer Schatten spendet oder in der Kälte des Winters mit seinen kahlen Zweigen geraschelt hätte“, schreibt Kooser. Rundherum war aber Wald, waren Bäume und Gestrüpp. Der Vater achtet penibel darauf, dass es auch genauso bleibt. Die Kinder werden älter, verlassen das Haus. Der Vater kümmert sich, so gut er kann. Als es ihm zu viel wird, zieht er weg – in die Nähe seiner Kinder. „Vielleicht würden sie ihn gelegentlich zum Abendessen einladen“, hofft er. Das Haus verfällt langsam. Der Wald holt sich schließlich das Stück Land zurück – und das auf beeindruckende Weise: „Langsam, langsam lösten die wachsenden Bäume das Haus von seinem Fundament.“ Von „Baumhänden“ gehoben – und einfach wunderschön erzählt.

Peter Mayr

Ted Kooser / Jon Klassen, „Das Haus in den Bäumen“. € 15,40 / 32 Seiten. NordSüd-Verlag, Zürich 2013



Fundstück

Unspezifisches im Besonderen des Alltäglichen

Normalerweise kennt man **Thomas Rottenberg** als wortgewandten Chronisten des Alltags – oszillierend zwischen detailliert recherchierten, von Engagement und sozialem Gewissen geprägten Reportagen und amüsant die Kunst der Aquilibristik von Empathie und Distanz zur Leichtigkeit hedonistischen Treibens beherrschend – auf der Bühne des STANDARD, diverser Print- und Onlinemedien sowie als eloquenten belesesten Fernsehmoderator. Mit den wachen Augen eines im Hier und Jetzt Verankerten dokumentierte er nun *Schöne Schilder* als Blütenlese kollektiver sowie subjektiver Missverständnisse. Unsinn und Irrtümer in Schau fenstern, auf Plakaten, Speisekarten und Prospekten entlarvend. Ob nun „Toiletten aus hygienischen Gründen geschlossen“ sind, Bildungsbürger die Contenance verlieren oder der „Nobelpreis für Literatur wieder lieferbar“ ist: Ohne die Schöpfer der Hinweise und Verkündungen je zu desavouieren, verleitet Rottenberg zum Schmunzeln. Augenzwinkernd assoziativ mit Anmerkungen versehen ergeben die seriellen Fehler das Kaleidoskop einer Welt, die von unterschiedlichsten Einflüssen und Kulturkreisen geprägt ist. Im Furioso des oft unfreiwilligen Esperanto eröffnet sich ein analoger Dialog inmitten einer Ära digitaler Monologe. Anarchistisch in der Anordnung, amüsant im Wortwörtlichen – als neue Facette in den Fußstapfen von Maupin, Cesare Pavese oder Joseph Roth. *Gregor Auenhammer*

Thomas Rottenberg, „Schöne Schilder“. € 14,90 / 144 S., Echomedia, Wien 2013



„Wir sind bereit“

Der weißrussische Philosoph **Valentin Akudowitsch** über die letzte Diktatur Europas, machtvolle Repressionen und Frühlingsgefühle.
Von Ingo Petz

STANDARD: Sie stammen aus Belarus oder Weißrussland, wie das ost-europäische Land hierzulande genannt wird. Wenn Sie jemandem erklären müssten, was das für ein Land ist – wie würden Sie das tun? **Akudowitsch:** Traditionellerweise bezeichnet man Weißrussland als das Land der tausend Seen und Wälder. Zudem haben wir viele Sümpfe. Weißrussland ist auch nicht arm an Industrie. Aber die Hauptsache an unserem Land sind keine Wälder und Fabriken, sondern ist Aljaksandr Lukaschenka. Der Präsident ist so etwas wie unsere Hausmarke. Wenn ich die Frage also in einem Satz beantworte: Wir sind das Land, wo es den „letzten Diktator Europas“ gibt – und der liebt es, in die österreichischen Alpen zum Skiurlaub zu fahren.

STANDARD: Die Weißrussen wurden in ihrer Geschichte von Imperien wie Polen oder Russland geprägt. Aufgrund ständig wechselnder Herrscher musste man lernen, sich anzupassen. Ist diese Überlebensstrategie ein Grund für die Stabilität der heutigen Diktatur? **Akudowitsch:** Richtiger wäre es zu sagen, dass unsere Mentalität und Kultur unter der Spannung der lateinischen und byzantinischen Kultur ausgeformt wurde. Die wechselnde Dominanz dieser Kulturen lässt sich das ganze letzte Jahrtausend hindurch beobachten. Deswegen sieht man selbst in der kleinsten Stadt bei uns eine katholische Kirche und eine orthodoxe. Mit dieser Toleranz haben wir uns viel Gutes, aber noch mehr Böses eingehandelt. Jede geopolitische Veränderung bedeutete eine neue Apokalypse mit gewaltigen Verlusten in der Bevölkerung. So wie in den Polnisch-Moskowitischen Kriegen im 17. Jahrhundert oder im Zweiten Weltkrieg, in dem jeder vierte Weißrusse umkam. Unsere Vorfahren konnten diese Katastrophen nicht aus eigener Kraft abwenden. Deswegen lernten sie, sich entsprechend anzupassen. Und der erste

Lehrsatz dabei hieß: Wenn du deinen Gegner nicht bezwingen kannst, sitz still wie eine Maus im Gebüsch. Natürlich sind Leute mit so einer Mentalität leicht von Diktatoren zu beherrschen.

STANDARD: Präsident Aljaksandr Lukaschenka regiert das Land seit 1994. Weißrussland selbst existiert als unabhängiger Staat erst seit 1991. Die halbwegs demokratische Erfahrung nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion währte also nicht sonderlich lange. Warum ist der demokratische Wille so schwach ausgebildet? **Akudowitsch:** Bis 1991 hatten wir keine einzige Erfahrung mit einer staatlichen Unabhängigkeit. Die Erinnerung an das Leben im Großfürstentum Litauen und im polnisch-litauischen Doppelstaat, zu denen ja auch der weißrussische Kulturraum zählte, wurde unter dem Einfluss des Zarenreiches und des Kommunismus fast vollkommen zerstört. Dort gab es ja gewisse politische Freiheiten wie das Magdeburger Stadtrecht. Also mussten wir uns erst mal daran gewöhnen, ein eigenes Land zu haben. Zum Zweiten kennen wir Weißrussen keine anderen politischen Systeme als das autokratische. Wir haben nicht gelernt, die Macht des Königs, des Zaren, der kommunistischen Partei, der Besatzer oder eben des Präsidenten zu begrenzen. Darüber hinaus hatten wir keine Ahnung von politischer Kultur und im Speziellen von der Demokratie. In der kurzen Zeit der Freiheit zwischen 1991 und 1994 haben wir versucht, das alles sehr schnell zu lernen. Und die Präsidentenwahl 1994 war da wohl auch so etwas wie ein erster Test, bei dem wir – wie auch die kommenden Jahre zeigten – kläglich versagt haben.

STANDARD: Lukaschenka hat lange eine Art neosowjetisches Identitätsmodell gefördert. Nun aber, wo die Alten langsam aussterben, scheint es, dass ihm kein neues Modell einfallen will. Könnte diese Leerstelle, die sich da abzeichnet, zur Gefahr für das Regime und zur Hoffnung für die Demokratie werden?

Akudowitsch: Ich würde einen möglichen Wandel nicht damit erklären, dass ein Teil von Lukaschenkas Elektorat mit dieser alten sowjetischen Welt nichts mehr anfangen kann. Das Wesentliche sehe ich an einem anderen Punkt. In den 20 Jahren der Lukaschenka'schen Herrschaft haben sich die Weißrussen verändert. Sie sind andere Menschen geworden. Aber Lukaschenka selbst hat sich nicht verändert. Deswegen kann er den Weißrussen auch nichts Neues anbieten. Nun aber regiert die Angst. Denn Lukaschenka hat ein perfektes repressives System erschaffen. Seine alte Wählerschaft,

„Ich bin tatsächlich frei und glücklich. Glücklicherweise kann ich helfen, ein neues Land zu gestalten. Frühere Generationen von Weißrussen konnten davon nur träumen.“

russe erstaunliche Strategien, um sein materielles Überleben zu sichern. Der Nachteil ist, dass so eben keine ethnokulturelle Nation entstehen kann, an die noch die national-demokratischen Kräfte Anfang der Neunziger geglaubt haben. Ich halte folgendes Modell



„In Weißrussland hat der Frühling ein wenig Verspätung“, sagt Kultphilosoph Valentin Akudowitsch.

Fotos: AP

die ihn wegen nostalgischer Gefühle unterstützt hat, braucht er gar nicht mehr. Er kann sich mithilfe von Repressionen an der Macht behaupten.

STANDARD: In Ihrem Buch „Der Abwesenheitscode“ schreiben Sie, dass die Weißrussen keine ethnokulturelle Nation formen werden, sondern sich an ein soziales Fundament für ihre künftige Nation halten sollten. Wie ist das zu verstehen?

Akudowitsch: Als Nation sind die Weißrussen im Schoß des Dorfes herangereift. Wir haben eine ländliche Kultur. Dieses Dorf ist ziemlich arm, da es durch zahlreiche Katastrophen und Kriege immer wieder zerstört wurde. Daher basieren unsere Werte auf dem, was uns geholfen hat zu überleben. Ethnische Selbstbehauptung, Kultur und Sprache gehören nicht dazu. Aber all das – verkürzt gesagt –, was soziale und materielle Bedeutung hat. Diese Konzentration auf soziale Überlebensmechanismen haben sich viele Weiß-

russen bis zum heutigen Tag erhalten. Zum Beispiel: Wenn es eine Wirtschaftskrise gibt, wird nicht gleich das große politische Bild zur Verantwortung gezogen. Vielmehr entwickelt der Weiß-

für unser Land denkbar: Es gibt Gesetze, an die sich alle halten. Sprache, Kultur, Religion und sonstige Dinge sind frei wählbar.

STANDARD: Eine etwas andere Frage: Sie wirken sehr inspiriert und frei. Kann man in einer Diktatur frei und glücklich leben?

Akudowitsch: Ich bin tatsächlich frei und glücklich. Glücklicherweise kann ich helfen, ein neues Land zu gestalten. Frühere Generationen von Weißrussen konnten davon nur träumen. Aber natürlich kann man nicht sorgenfrei in einer Diktatur leben, wenn man an die Freiheit glaubt. Die Bezeichnung „der letzte Diktator Europas“ ist auch eher eine Metapher. Die Politikwissenschaft würde das weißrussische Regime als eine brutale Ausformung eines autokratischen Systems bezeichnen, das mit diktatorischen Elementen agiert. Ich will das Regime Lukaschenka nicht schönreden. Aber man muss halt sehr genau hinschauen. Trotz aller Repression ist das Regime löchrig wie ein Gitter. Deswegen: Wenn du dich nicht im Gitter verfangst, kannst du auch ein freier Mensch sein – wenn du es denn willst.

STANDARD: Die Mehrheit der Belarusen spricht im Alltag Russisch. Sie sprechen und schreiben Belarussisch. Was sagt das über jemanden aus, der Belarussisch zu seiner Alltagssprache macht?

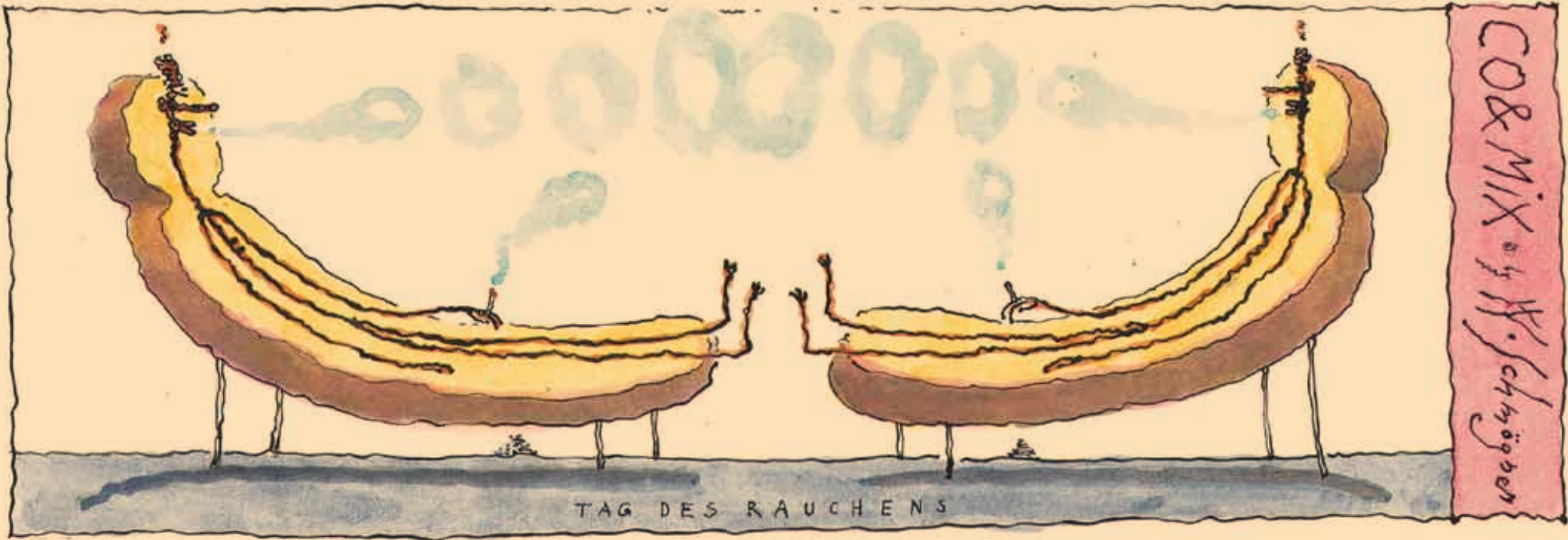
Akudowitsch: Ich träume sogar auf Weißrussisch. Tief in ihrer Seele schämen sich viele Weißrussen, dass sie sich nicht in ihrer Muttersprache ausdrücken können.

Andererseits machen sie auch keine großen Anstrengungen, das Weißrussische häufiger anzuwenden. Eben weil die Sprache keinen sonderlich hohen Stellenwert hat. Zweifelsohne ist die weißrussische Sprache das stärkste politische Erkennungsmerkmal unserer Gesellschaft. Jemand, der Weißrussisch spricht, wird sofort als Gegner Lukaschenkas wahrgenommen. Er wird zu den Nationalisten und zu denen gezählt, die irgendwann als Feind Lukaschenkas im Gefängnis landen.

STANDARD: Im Kampf um die Demokratie wirken die Weißrussen recht lethargisch. Ist eine Situation denkbar, in der die Weißrussen die Demokratie als Hoffnung für sich entdecken und dafür kämpfen werden?

Akudowitsch: In unserer modernen Welt ist die Demokratie wie eine Jahreszeit, wie der Frühling. Sie kommt nicht, weil man für sie kämpft, sondern weil es Zeit für sie ist. In Weißrussland hat der Frühling ein wenig Verspätung. Aber ich denke nicht, dass der Frühling ganz an uns vorbeigehen wird. Und ich glaube auch nicht, dass wir noch lange warten müssen. Wir sind bereit.

Valentin Akudowitsch, 1959 geboren, gilt unter den Weißrussischsprachigen seines Landes als eine Art Kultphilosoph. In seinen Essays widmet er sich unter anderem der weißrussischen Kultur, Geschichte und Nation. In der Edition Suhrkamp ist gerade sein Buch „Der Abwesenheitscode. Versuch, Weißrussland zu verstehen“ erschienen.





Barbara Schlachter und kein Händchen fürs Wohnen: „Dass das Wohnzimmer wie ein Wohnzimmer aussieht, ist meiner Freundin Sissi zu verdanken.“

Foto: Lisi Specht

Wohngemeinschaft mit Krümelmonster

Barbara Schlachter ist Obfrau des Vereins Famos, der sich mit Interessen von Regenbogenfamilien befasst. Mit Lebensgefährtin und Sohn wohnt sie in einer zu kleinen Wohnung in Wien, wie **Wojciech Czaja** erfuhr.

„Ich wohne hier schon seit fast 20 Jahren. Früher war das eine Studenten-WG mit vielen Minizimmern und ständigem Ein- und Ausziehen. Später dann habe ich hier allein gewohnt. Ich habe die Trennwand im Wohnzimmer abgerissen und das Ganze in eine schöne Single-Wohnung verwandelt. Ich hatte sogar ein eigenes Tonstudio mit Mischpult! Das war Luxus. Nun ist wieder alles anders. Seit 2008 lebe ich hier mit meiner Lebensgefährtin Sissi und unserem gemeinsamen vierjährigen Sohn Theo.“

Die Wohnung hat circa 80 Quadratmeter. Ich fühle mich hier nach wie vor wohl, vor allem aufgrund der Lage, mit Prater, Augarten und Donaukanal vor der Haustür. Aber ich muss gestehen: Zu dritt ist die Wohnung fast schon zu klein. Man kann sich nur schwer zurückziehen. Es fehlen 20 Quadratmeter und ein Balkon.

Ich glaube, dann wäre die Wohnung perfekt! Das Zentrum ist das Wohnzimmer. Dass das Wohnzimmer auch wie ein solches aussieht, ist meiner Lebensgefährtin zu verdanken. Sie ist die Kreative von uns beiden. Sie kann mit Raum und Farbe umgehen und ist handwerklich geschickt. Das liegt wohl auch daran, dass sie Architektin ist. Jedenfalls profitiere ich sehr davon, denn ich habe einfach kein Händchen dafür.

Dass die Bilder an der Wand hängen und nicht immer noch im Eck lehnen, ist ebenfalls Sissis Verdienst. Die Porträts sind von meiner Mutter. Seitdem sie in Pension ist, entdeckt sie ihre Leidenschaft fürs Malen. Eine lustige Anekdote: Als ich vor fünf Jahren regelmäßig nach Klosterneuburg zur Geburtsvorbereitung musste, haben mich immer meine Eltern gefahren, und meine Mutter nutzte die Zeit zwischendurch, indem sie nach Gugging ins Haus der Künstler fuhr und dort gemeinsam mit den Künstlerinnen und Künstlern malte. Ich finde, sie hat einen guten, kräftigen Strich entwickelt. Passt gut zu uns.

Der Rest ist zusammengetragen. Die meisten Möbel sind unaufregende Durchschnittsware aus diversen Möbelhäusern. Stolz bin ich auf den Couchtisch. Das ist eine Holztischplatte aus Peru. Sie stammt aus den Siebzigerjahren und ist mit inkaischen Mustern verziert und geschnitzt. Ich bin ja Halbperuanerin. Nur die provisorischen Tischbeine erfüllen noch nicht ihren stilistischen Zweck.

Ansonsten leben wir wie jede andere Jungfamilie auch mit vielen bunten Kinderzeichnungen, mit Lego und Duplo überall und mit einem riesengroßen Krümelmonster auf der Couch. Generell ist die soziale und juristische Situation für Regenbogenfamilien in Österreich schon viel besser als noch vor einigen Jahren. Ein Kindergartenkind oder Schulkind mit zwei Müttern oder zwei Vätern? Das ist heute nicht mehr ganz so exotisch!

Was ich mir für die Zukunft wünsche? Als Vereinsobfrau von Famos wünsche ich mir, dass sich die Situation in Österreich bald normalisiert. In den nächsten Monaten wird sich viel tun, Stichwort Stiefkindadoption. Der Entwurf für die Änderung des Adoptionsrechts befindet sich gerade in Begutachtung und soll am 1. Juli in Kraft treten. Ab dann werden auch homosexuelle, verpartnerte Paare ein Kind adoptieren können. Ein erster Schritt. Und als Familienmutter wünsche ich mir, dass wir bald umziehen! Ich will hier nicht alt werden. Wir halten bereits Ausschau nach einer neuen Wohnung mit Balkon, Terrasse oder Garten. Dann können wir an einem lauen Sommerabend endlich draußen sitzen und ein Glas Wein trinken.

Barbara Schlachter, geboren 1970 in Salzburg, studierte Publizistik und Musikwissenschaft. 1996 begann sie, für den ORF zu arbeiten, zunächst als Praktikantin bei Ö3, später dann als Produzentin. Seit 2000 ist sie Produzentin bei FM4. Nebenbei ist sie ehrenamtliche Vereinsobfrau von Famos, einer 2011 gegründeten Interessenvertretung für Regenbogenfamilien, also für homosexuelle Paare mit Kindern bzw. mit Kinderwunsch. Der Verein hat rund hundert Mitgliedsfamilien. Eine genaue Erhebung, wie viele Regenbogenfamilien in Österreich leben, gibt es nicht.
www.regenbogenfamilien.at

DG-Wohnung in 1050



- Topmodernes Wohnen in Ruhelage
- Geräumige, begrünte Anlage
- Hochqualitativ ausgestattete Wohnungen
- Sofort bezugsfertig

HWB = 24,42 kWh/m².a

Frau
Mag. Schuster
berät Sie gerne!
01-512 76 90-410



www.wohnung.at

Wir leben
Immobilien.


STANDARD EXKLUSIV



DIREKT VOM BAUTRÄGER

LEO 21 - WOHNRAUM ZUM WOHLFÜHLEN

SEBASTIAN-KOHL-GASSE / ANDREAS-HOFER-STRASSE

(01) 972 73 20
wvg.at

- 101 freifinanzierte Eigentumswohnungen
- 2 bis 5 Zimmerwohnungen mit Balkon, Loggia, Terrasse oder Eigengarten
- Baubeginn ca. Frühjahr / Sommer 2013
- HWB von 20,62 kWh/m².a bis 23,21 kWh/m².a



Mit Vielfalt Geld verdienen

Einem Kosmetikkonzern wie L'Oréal spielt kulturelle Vielfalt in die Hände. Geokosmetik ist da nur ein „Zauberwort“ – jedem Pflegeritual wird ein Produkt gewidmet, global und kulturell angepasst. Der Konzern setzte 2012 damit 22,5 Milliarden Euro um.

Heidi Aichinger

Eine Milliarde Kunden hat der Kosmetikkonzern L'Oréal laut eigenen Angaben bereits weltweit. Bis 2020 soll eine weitere Milliarde Neukunden dazukommen. So jedenfalls kündigte es Jean-Paul Agon, Chief Executive Officer L'Oréal, anlässlich der Eröffnung eines weiteren Forschungszentrums in Indien Anfang dieses Jahres an. Die damit sechs zentralen Drehscheiben für Forschung, Entwicklung und Innovation sind in Europa, den USA, China, Japan, Brasilien und nunmehr auch Indien installiert. Insgesamt bündelt sich dort das Wissen von heute 22 sogenannten „Research and Innovation Centers“.

Das, sagt Patricia Pineau, als Direktorin für die Wissenschaftskommunikation des Konzerns verantwortlich, sei nur eine logische Konsequenz des Lebens und Wirtschaftens in einer globalisierten Welt. Wobei die weltweit vertriebene Produktpalette stetig durch regionale Konsumgewohnheiten und kulturell bedingte unterschiedliche Schönheitsideale befeuert wird – mit deutlichem Umsatzplus als Folge. Kulturelle Vielfalt stellt sich in Sachen Schönheit und Pflege als nahezu unversiegbare Quelle dar – auch diese Materie werde komplexer, sagt Pineau. So etwa beschäftigen sich Forscher damit, wie und vor allem mit



welchen Produkten auf unterschiedlichste (auch vorhersehbarer) Umwelteinflüsse reagiert werden kann – vom Shampoo für wasserarme Regionen bis hin zur Tablette gegen Haarausfall.

Laut Geschäftsbericht des französischen Kosmetikkonzerns liegt der Umsatz im Jahr 2012 bei 22,5 Milliarden Euro. Im Jahr 2011 waren es 20,34 Milliarden. 611 Patente waren im Jahr 2012 registriert, 27 Marken werden unter dem Dach L'Oréal geführt, der Konzern beschäftigte im Jahr 2012 72.600 Mitarbeitern in 130 Ländern.

Seit hundert Jahren befasste man sich im Konzern mit Schönheitsprodukten und Körperpflege im Allgemeinen, holt Pineau aus. Ein großer Vorteil, der aus einer derart langen Geschichte erwachse, sei die große Datenmenge, auf die man jederzeit zugreifen könne. Das sei nicht zuletzt auch ein zeitlicher Vorteil gegenüber der Konkurrenz, sagt sie. Für den Konzern positiv dürfte sich diese Erfahrung besonders auf dem Kosmetiksektor bezahlt machen. Allein das Kosmetiksegment konnte 2012 einen Umsatz von 20,8 Milliarden Euro vorweisen – unter anderem ist es die sogenannte Geokosmetik, die großes Potenzial für den geschäftlichen Erfolg birgt.

Jede Saison landeten neue Produkte in den Geschäften, der

Fortsetzung auf Seite K 2



Kopftücher haben auch in unseren Breitengraden eine lange Tradition. Zu den beliebtesten gehören jene mit Rosenmustern. Sie findet man übrigens in ganz ähnlicher Form an vielen Orten – von Russland über Indien bis nach China.

Foto:
Atelier Olschinsky



Als eines der weltweit führenden Energieunternehmen hat Shell eine Schlüsselrolle dabei zu helfen, den wachsenden Energiebedarf der Welt auf wirtschaftlich, ökologisch und sozial verantwortliche Weise zu decken. Weltweit beschäftigt Shell rund 87 000 Mitarbeiter in 70 Ländern und Regionen. Für unser HR-Team in Wien 22, Lobau suchen wir eine/n ambitionierte/n

HR-ANALYST (m/w)

In dieser sehr selbständigen Position bieten Sie unseren Mitarbeitern und Vorgesetzten professionelle Unterstützung und Beratung in sämtlichen HR-spezifischen Fragen und Anliegen. Sie sorgen dafür, dass die HR-Prozesse mit den globalen Richtlinien des Konzerns übereinstimmen. Dabei arbeiten Sie eng mit HR-Kollegen, Linien-vorgesetzten und Shared Service Centern im In- und Ausland zusammen und sind auch für die notwendige Administration verantwortlich. Außerdem erstellen und analysieren Sie Auswertungen und arbeiten bei HR-Projekten mit.

Für diese Position suchen wir HR-Generalisten mit abgeschlossenem Studium, idealerweise HAK und mind. 3 - 5 Jahren vergleichbarer Berufserfahrung. Sie arbeiten gerne prozess- und systemorientiert und denken und handeln vernetzt. Eine schnelle Auffassungsgabe komplexer Prozesse für das Zurechtkommen in virtuellen Strukturen ist dafür sehr wichtig. Ausgezeichnetes Englisch, umfangreiche Kenntnisse im Arbeits- und Sozialrecht sowie basic Payroll Know-how und Buchhaltung zeichnen Sie ebenso aus wie ein sicherer Umgang mit modernen EDV-Systemen (SAP HR, MS Office). Analytische Fähigkeiten, gutes Auftreten, Selbständigkeit, Leistungsbereitschaft und Kontaktfreudigkeit sowie proaktives Handeln und die Freude am Arbeiten im Team runden das Anforderungsprofil ab.

Es erwartet Sie eine spannende Herausforderung im Umfeld eines Global Players zu attraktiven Konditionen und modernen Arbeitsbedingungen. Mindestbezahlung für diese Position ist € 3.500,- laut KV. Es besteht Bereitschaft zur Überzahlung. Wenn wir Ihr Interesse an dieser anspruchsvollen Position geweckt haben, dann senden Sie bitte Ihre aussagekräftige Bewerbung mit Foto per E-Mail an unsere Beraterin Mag. Eva Hoffmann eho@brennercompany.eu unter der KennNr. 508-13.

Brenner&Company International Management Consulting GmbH
A-1030, Reisnerstraße 40, Tel: 01 22 888 22, www.brennercompany.eu



www.shell.at

Die **Stadtgemeinde Tulln an der Donau** bietet als dynamischer Kern der Region rund 17.000 Menschen einen attraktiven Lebensraum am Puls der Zeit. Mit ca. 300 Mitarbeiter/innen sowie Beteiligungen an zahlreichen Institutionen und Unternehmen ist Tulln als innovative Geschäfts-, Messe- und Universitätsstadt sowie touristisches und kulturelles Zentrum positioniert.

TULLN/DONAU



STADTAMTSDIREKTOR/IN

Stadtgemeinde Tulln an der Donau

Derzeit wird im Zuge einer geregelten Pensionsnachfolge eine Managementpersönlichkeit mit Background aus dem Kommunalwesen gesucht. Sie verantworten in enger Abstimmung mit dem Bürgermeister das Management der Stadtverwaltung sowie die Realisierung sämtlicher Projekte der Stadtgemeinde und beteiligen sich als Schnittstelle an der Zusammenarbeit zwischen Politik und Verwaltung. Als kommunikationsstarke und unternehmerische Persönlichkeit mit Teamplayerqualitäten, hoher Sozialkompetenz und Entscheidungsfreude vereinen Sie hands-on-Mentalität mit strategischer Denkweise und modernem Managementverständnis. Mit Ihrer Begeisterungsfähigkeit und Vorbildwirkung sichern Sie weiterhin ein positives Klima, um die Anliegen der Stadt Tulln umzusetzen. Persönliche Flexibilität und außerordentliche Einsatzbereitschaft sind dabei absolute Voraussetzungen.

Das Gehalt liegt bei zumindest EUR 84.000,- brutto pro Jahr. Je nach individueller Einstufung (Erfahrungen/Qualifikationen) ist eine deutliche Überbezahlung vorgesehen. Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung, die Sie bitte für einen vertraulichen Erstkontakt per E-mail (jobs@muellbacher.at) oder postalisch an unsere Personalberaterin, Fr. Mag. Ute Muellbacher, richten.

Tell me about yourself.

MUELLBACHER
PERSONALBERATUNG

MUELLBACHER Personalberatung · Human Resources Consulting · www.muellbacher.at
Ungargasse 37, 1030 Wien, Österreich · T +43 1 718 13 75 -575, F -576 · jobs@muellbacher.at

EINSTIEGUMSTIEGAUFSTIEG



Sabine Schwaiger (46) hat die Geschäftsführung der **Maresi Austria GmbH** übernommen. Sie ist für die Bereiche Food-broking, Export, Personal, Supply Chain (Logistik, Vertriebsinnendienst, Disposition, Einkauf) und Auslands-töchter zu verantworten.



Bernd Berghofer (41) wird ab Juni Geschäftsführer der **Austria Pet Food GmbH**. Davor war er Geschäftsführer der Maresi Austria GmbH. Die Produktionsanlage am Standort in Pöttelsdorf wurde vor kurzem fertiggestellt und gilt als modernstes Produktionswerk für Heimtiernahrung in Europa.



Mit April hat **Dieter Trimmel** die Leitung des Bereiches Market Development bei **A1** übernommen und ist somit für folgende Bereiche verantwortlich: zentrale Vertriebssteuerung, Reporting und Analyse, Customer-Experience-Management und Marktforschung sowie Strategy & Planning.



Felix Thun-Hohenstein, Managing Director von **3M** für Österreich und die Schweiz, wird globaler Business-Director der seit 2011 zum 3M-Konzern gehörigen **Winterthur Technologie AG**. Er folgt auf Edmar Allitsch, der sich künftig neuen Herausforderungen außerhalb der 3M stellen möchte.



Klaus Hockl leitet ab sofort die Geschäfte der kürzlich in Wien gegründeten **Cardbox Packaging Holding GmbH**. Cardbox Packaging produziert hochwertige Faltschachteln im Luxus- und Markenartikelbereich. Der Fokus liegt auf hochveredelten Lebensmittelverpackungen.



Tanja Bartsch ist neue Business-Development-Managerin bei **Colt**. Sie verfügt über langjährige Erfahrung in der IT- und Telekommunikationsbranche. Vor ihrem Wechsel zu Colt war sie Manager Channel Sales DACH bei Brocade Communications.



Die **Credit Suisse** verstärkt ihr Team in Wien mit dem Relationship-Manager **Martin Gross**. Er verfügt über eine umfassende Erfahrung im Privatkundengeschäft. Gross war zuletzt bei der Constantia Privatbank tätig und arbeitete davor unter anderem für die Kärntner Sparkasse.



Judit Göndöcs (34) verstärkt das Partner-Channel-Marketing-Team bei **Canon Austria**. Zu ihren Aufgaben gehören u. a. die lokale Adaptierung der paneuropäischen Partner-Programm-Strategie für den österreichischen Markt sowie die Umsetzung von individuellen Marketingaktivitäten.

Fortsetzung von Seite K 1
Markt werde komplexer, sagt Pineau. Gut sei das aus unternehmerischer Sicht, weil es einerseits darum gehe, durch Markenbotschaften an die Konsumenten Komplexität aus deren Alltag zu nehmen, was andererseits wiederum mehr Innovation seitens der Forscher, respektive der jeweiligen Produkte fordere. Die Arbeit gehe also nicht aus. Oder, wie Pineau belustigt sagt: „Beauty is a daily struggle.“ So schmerzhaft klingt das jedenfalls aus ihrem Munde nicht.

Globale, angepasste Marken

Wie aber geht man neue Märkte an? Noch bevor regionale Forschungszentren entstehen, bereiten sogenannte „Evaluation Centers“ den Boden für eine potenzielle Produktentwicklung. In den zurzeit 17 Evaluationszentren werden die täglichen Gewohnheiten der Konsumenten beobachtet und nach Spezifika erforscht. Von Ethnologen über Chemiker bis zu Marktforschern werden zahlreiche Wissenschaftler ins Feld geschickt. Erforscht wird von der Morgentoilette bis hin zu Langzeitstudien zu Essensgewohnheiten so ziemlich alles, was von Nutzen sein kann.

Die Beobachtung von Frauen während ihrer Morgentoilette brachte etwa die Erkenntnis, dass eine deutsche Frau mit rund fünf Schminkutensilien auskommt, während eine japanische Frau jeden Morgen durchschnittlich 16 dieser Produkte anwendet. In Ja-



Patricia Pineau startete ihre Karriere als Wissenschaftsjournalistin, ging später u. a. zu Alcatel und IBM. Seit 1998 arbeitet die promovierte Chemikerin beim Kosmetikriesen L'Oréal.

Foto: Archiv



pan, sagt Pineau, ist etwa die Beschaffenheit der Haut zentral: feinporig, ohne Pigmentflecken etwa. „Kosmetische Wasser aller Art sind in Japan regelrechte Absatzschlager“, so die Forscherin. „Man hat dort fast das Gefühl, dass Wasser aus dem Hahn der Feind der Gesichtshaut ist.“ In Europa handelt es sich im Gegensatz dazu eher um ein Nischenprodukt.

In den kürzlich eröffneten Forschungsstandorten in Indien (in Bangalore und in Mumbai) werden aktuell die Besonderheiten von indischen Haaren und Haut, Schönheitsrituale und Konsumentenerwartungen erforscht. Bis Jahresende sollen über hundert Wissenschaftler verschiedenster

Disziplinen dort tätig sein. Schließlich will der rasch wachsende indische Markt mit kulturell angepassten globalen Marken beliefert werden – und bestenfalls auch alle anderen Konsumenten rund um den Erdball.

Die Frage, ob Tierversuche noch Teil des Alltags seien, beantwortet Pineau knapp: „Seit 1989 werden bei L'Oréal keine Tierversuche mit fertigen Produkten – etwa Cremes, die noch nicht am Markt sind – mehr gemacht. Tierversuche mit Inhaltsstoffen für kosmetische Zwecke sind seit März 2013 in Europa generell verboten.“ Aber auch davor habe der Konzern bereits mehr als 900 Mio. Euro in die Erforschung alternativer Testmethoden gesteckt und diese auch angewendet. Laut Aussagen von L'Oréal gibt es Ausnahmen, für die es noch keine Alternativen gebe – das betreffe weniger als ein Prozent aller Risikobewertungen. Man kenne im Konzern über 50.000 Moleküle, sagt Pineau, was bedeute, dass man bei seinen Forschungsvorhaben fast nie bei null beginne. Schwieriger stellt sich die Lage etwa in China dar, wo das Gesetz zwingend Tierversuche für alle fertigen kosmetischen Produkte vorschreibt, die dort vertrieben werden. So entsteht die Situation, dass bereits getestete und für den Rest der Welt als sicher bewertete Produkte in China zusätzlichen Tierversuchen unterzogen werden. Man könne sich nur dafür entscheiden, diesen Märkten fernzubleiben, wie es etwa Body Shop tut.

Institut für Business Angels und deren Vermehrung

Wiener „Business Angel Institute“ für Aus- und Weiterbildung und als Multiplikator

Mit Mai hat das neue Business Angel Institute, eine internationale Einrichtung mit Sitz in Wien, seinen Betrieb in Österreich aufgenommen. Ziele des Instituts sind die Auseinandersetzung mit dem Thema Business Angels aus einer wissenschaftlichen Perspektive, die stärkere internationale Vernetzung der Business-Angel-Community und die Aus- und Weiterbildung im Business-Angel-Bereich. „Alternative Finanzierungsformen und Angel-Investments spielen für die Unternehmensfinan-

zierung und damit für die Wirtschaft eine immer wichtigere Rolle. Wir beschäftigen uns daher mit dem Konzept von Business Angels und deren Verhältnis zu Start-ups aus einer wissenschaftlichen Perspektive“, erklärt Herwig Rollett, Präsident des Business Angel Institute. Das Institut soll auch helfen, die Finanzierungsform des Angel-Investments stärker in der Öffentlichkeit präsent zu machen. Herzstück ist die Aus- und Weiterbildung von im Business-Angel-Um-

feld tätigen Investoren und Beratern. Über die wissenschaftliche Qualität der Ausbildung wacht ein akademischer Beirat, in dem sich Experten und Praktiker aus dem Business-Angel-Umfeld befinden sowie institutionelle Partner, die Business-Angel-Börse i2 (AWS), die CTI Invest, die Junge Industrie und die Austrian Angel Investors Association. „Wir wollen das Wachstum der Branche vorantreiben. Durch ein zusätzliches Professionalisierungsangebot unterstützen wir

nicht nur das Wachstum, sondern ebenso den nachhaltigen Erfolg in diesem Bereich. Davon profitieren sowohl Investoren als auch Start-ups“, so Rollett. Im Zentrum des Angebots stehe der Certified-Business-Angel-(CBA)-Lehrgang. Damit sollen erfahrene Business Angels unterstützt, neue gefunden sowie die Community für neue Gruppen wie Rechtsanwälte, Notare oder Unternehmensberater geöffnet werden. (red) www.businessangelinstitute.org www.aai.at

Virtuelle Lernwelten – Die neue eLearning Generation setzt auf Ambiente und Emotion.

Christoph Schmidt-Mårtensson ist Geschäftsführer der Wiener New-Media-Agentur create.at. Mit seinem rund 30-köpfigen Team ist Schmidt-Mårtensson bekannt für innovative und kreative Ansätze in der Unternehmens- und Lernkommunikation mit Neuen Medien.

Mit virtuellen Lernwelten, mobile learning oder game based learning geht Christoph Schmidt-Mårtensson neue Wege in der betrieblichen Weiterbildung und nutzt neue Lernformen in der Qualifizierung unter-

den ich besuchen muss. Der ist sicher so langweilig wie der letzte ...‘ Wenn das passiert, dann ist was schiefgelaufen.“

eLearning hat gelernt zuzuhören

eLearning hat sich verändert. Das eLearning der zweiten Generation hat dazugelernt. Es hat gelernt zuzuhören! Man könnte auch sagen, eLearning orientiert sich jetzt am Nutzer und ist nicht mehr technologiegesteuert. Kein IT-Unternehmen der Welt hat hier versucht, einen eLearning-Trend zu setzen. Wikis, Podcasts und YouTube werden genutzt. Ganz ohne Werbedruck. Neue Plattformen werden genutzt zur Weiterbildung und zum Wissensaustausch. Schmidt-Mårtensson:



Foto: create.at

„In der Personalentwicklung und Weiterbildung müssen wir uns ‚nur‘ noch Gedanken machen, wie wir diese Medien für unsere Zielgruppen nutzbar machen. eLearning hat von mediensozialen Phänomenen wie Podcasting, Clip-Culture, Mobile Devices und durch die Verbreitung von Tablet-Usability gelernt.“ Integrierte Lernkommunikation, in der Lernen mit Neuen Medien eine Rolle spielt, hat – sofern sie gewissenshaft gestaltet sind – das Potential, wieder mehr „Spaß“ am

Lerninhalt zu schaffen. Und der ist wichtig. Der Mensch ist eine Spielernatur. Am liebsten tun wir eben Dinge, wenn sie Spaß machen. Lernen verbindet man in einem ersten Schritt nicht mit Spaß. Es gibt jedoch einen Bereich, in dem Lernen scheinbar mühelos von der Hand geht. Allein in den USA gibt es über 135 Millionen Gamer, die monatlich mindestens eine Stunde dem Computerspiel frönen. Sie sind getrieben von der Motivation, besser zu werden, Ziele zu erreichen und sich mit anderen zu messen. Unter dem Schlagwort „Serious Games“ haben Computerspiele und Game-Design in den letzten Jahren Einzug in den eLearning-Markt gehalten. Neue Lernformen wie virtuelle Lernwelten oder game based learning, bei denen Lerninhalte und -prozesse in spielähnlichen Umgebungen abgebildet sind, haben eines gemeinsam, „Sie setzen auf Ambiente und überzeugen mit einer Story. Der User von heute will sich intuitiv und rasch in einem Online-Lernangebot bewe-

gen. In virtuellen Lernwelten werden komplexe und wachsende Lernangebote einfach, überschaubar und vor allem spannend begehbar“, so Schmidt-Mårtensson.

TIME TO CREATE!

Am 22. Mai im Wiener Museumsquartier

Am 22. 5. 2013 veranstaltet create.at das jährliche Kunden- und Anwenderforum **Time to create!** in der Ovalhalle im Wiener Museumsquartier. Namhafte Unternehmen wie Silhouette, Bene oder Wiener Stadtwerke geben Einblick in Überlegungen, Umsetzung und Wirkung von kleinen und großen integrierten Projekten im Lernen, Recruiting und Verkaufen mit Neuen Medien und Mobile Devices. Infos und Anmeldung unter: www.create.at

Eine Information von create.at
Entgeltliche Einschaltung

KarriereReport

schiedlicher Zielgruppen wie Mitarbeiter, aber auch Kunden im Vertrieb oder Leads im Marketing. Seit der Gründung von create.at im Jahr 2000 verfolgt er mit seinen Ansätzen immer ein Ziel: „Zielgruppen müssen bei ihrem Selbstverständnis abgeholt und überzeugt werden. Manchmal hört man es immer noch: ‚Schon wieder ein eLearning-Kurs,

Exotisch? Kultur des Miteinander im Lehrplan

Seit 1958 steht in der privaten Berufsschule Spar-Akademie das Fach „Kulturpflege“ auf dem Lehrplan. Die vermittelte kulturelle Offenheit gilt Mitarbeitern ebenso wie dem Kaufverhalten unterschiedlicher Kunden.

Katharina Mittelstaedt

Es geht um Faschingskrapfen und Heringsschmaus, Kriege und Weltreligionen, Herkunft, Geografie und kulturspezifische Feste – eben um Wissen, das man für den Einzelhandel so braucht, so Jörg Schielin, Leiter der Spar-Akademie Wien. In dieser privaten Berufsschule, die der Lebensmittelkonzern im Jahr 2000 von Meinel übernommen hat, steht neben den klassischen betriebswirtschaftlichen Fächern „Kulturpflege“ auf dem Lehrplan.

Das Fach soll der Allgemeinbildung und Persönlichkeitsentwicklung der Lehrlinge dienen und ihnen Aufgeschlossenheit vermitteln, zu der es in diesem Beruf schlicht keine Alternative gibt: „Der Handel ist per Definition ein weltoffener Bereich. Daher müssen wir auch offen mit allen Kulturen und Religionen umgehen. Alles andere wäre absurd“, sagt Schielin. „Kulturpflege“ wird in der staatlich anerkannten Berufsschule seit dem Jahr 1958 gelehrt – wenn auch damals noch mit anderem Hintergrund.

In der „Kulturpflege“-Klasse in Hietzing sitzen zwölf junge Menschen und machen eine „kulturelle Vorstellung“: Mihai (20) kommt aus Rumänien, lebt seit zwölf Jahren in Österreich; Patrizia (19) ist römisch-katholisch und in Wien geboren, ihre Mama ist Serbin; Erwin kam im Jahr 2009 von Tschechien nach Österreich; Melanie ist Wienerin und hat keinen anderen kulturellen Hintergrund, wie außer ihr in der Gruppe sonst nur Daniel. Unterrichtssprache ist dennoch die „gemeinsame Sprache Deutsch“, damit sich niemand ausgeschlossen fühlt. Auch in den



Für das Unterrichtsfach „Kulturpflege“ wurde die Spar-Akademie mit dem Integrationspreis ausgezeichnet.

Foto: Hoefinger



Filialen dürfen die Mitarbeiter „nur im Notfall“ mit Kunden in einer anderen Sprache als Deutsch oder Englisch sprechen.

Die Jugendlichen erzählen, was sie in diesem Fach lernen: Warum Muslime

kein Schweinefleisch essen und es zu Ostern so viele Eier gibt, woher Halloween kommt und natürlich auch ernste Themen wie den Balkankrieg und Kulturelle Konflikte. „Dieses Begegnungslernen ist natürlich auch eine präventive Maßnahme, um Konflikte zu vermeiden“, sagt Horst Schachtner, der selbst katholischer Priester ist und den Unterricht seit 1998 leitet – die Lehrenden wurden seit Beginn des Unterrichtsfachs über die Kirche vermittelt. Es würden dennoch alle Religionen gleichermaßen behandelt, ohne Schwerpunkt auf den Katholizismus, sagt Schachtner.

Die rund 320 Schüler der Spar-Akademie kommen aus 27 Nationen, haben 24 verschiedene Muttersprachen und kommen aus 13 unterschiedlichen Glaubens-

gemeinschaften – 40 Prozent sind römisch-katholisch, 30 Prozent sind Muslime. Der Unterricht soll einerseits für ein besseres Verständnis und Miteinander unter den zukünftigen Mitarbeitern sorgen, andererseits auch für mehr Feingefühl gegenüber den Kunden – für ihre Bräuche und Feste und daraus resultierend: ihre Einkaufsgewohnheiten.

Als das Fach in den 1950ern eingeführt wurde, ging es noch mehr um Benimmregeln und Volksbrauchtum. „Damals gab es noch keinen einzigen nichtösterreichischen Lehrling, exotisch

waren höchstens die zwei evangelischen Schüler – es war also eine pionierhafte Entscheidung, dieses Lehrfach zu etablieren“, sagt Schielin. Im Jahr 2010 hat die Spar-Akademie für ihr multikulturelles Lernen den Österreichischen Integrationspreis gewonnen. Trotz des Mehrwerts, den die Schüler aus dem Fach für sich persönlich ziehen können, profitiere aber auch das Unternehmen von der Offenheit für Multikulturalität: „Mit dem Wissen, das im Fach Kulturpflege vermittelt wird, bekommen die jungen Menschen Kompetenz in diesem Bereich, die

bei uns unerlässlich ist“, sagt Schielin. Die Spar-Akademie gibt es zwar nur in Wien, der Konzern hat aber Vereinbarungen mit den öffentlichen Berufsschulen der anderen Bundesländer getroffen, sodass kulturelle Vielfalt in der Ausbildung aller Lehrlinge ein wesentliches Thema sei. So auch für alle Mitarbeiter, selbst die, die nicht im Unternehmen gelernt haben: „Unsere Lehrlinge sind in fünf Jahren selbst Fachkräfte und Abteilungsleiter und damit Chefs von neuen Leuten – sie leben das System vor. Dadurch schließt sich dann wieder der Kreis.“

Ethik, Macht & Digitalisierung

Internationale E-Governance-Konferenz in Krems

An der Donau-Universität Krems steht vom 22. bis 23. Mai bei der internationalen Konferenz CDEM alles im Zeichen der „Open Collaboration“. Rund 80 Teilnehmer werden in sieben Schwerpunkten – von Open Data, Transparency und Open Innovation über E-Democracy und E-Politics bis Open Data & Open Collaborative Government – die neuesten Entwicklungen und Herausforderungen des Einsatzes moderner Internettechnologien für eine transparente Verwaltung, für die offene Wissensproduktion und als Instrument für den Demokratieprozess diskutieren. Unterschiedliche Workshops runden das Programm ab.

Ethik, Recht, Vertrauen oder die Macht der Daten sind in diesem Kontext die großen Themen, die anhand zahlreicher globaler Fallbeispiele erörtert werden. Wie etwa am Beispiel der italienischen Fünf-Sterne-Bewegung des Beppe

Grillo, anhand des Umgangs mit dem Web 2.0 in der russischen Verwaltung oder dem E-Government in Indien und in der Europäischen Union.

Als Keynote-Sprecher sind die Gründerin von Barack Obamas Open-Government-Initiative, Beth Noveck von der New York University, Tiago Peixoto von der World Bank in Washington, Karine Nahon und John Carlo Bertot von den Universitäten Washington und Maryland dabei.

Die Konferenz hat sich als wichtige europäische Veranstaltung im Bereich E-Democracy und Open Government etabliert. Mit der Veranstaltung der international besetzten Konferenz bietet das Department für E-Governance in Wirtschaft und Verwaltung an der Donau-Universität Krems Wissenschaftlern und Anwendern weltweit jährlich eine Plattform zum Austausch und Netzwerken. (red)

www.donau-uni.ac.at

KURZ GEMELDET

Peek & Cloppenburg KarriereLounge

Vom 2. bis 3. August werden 25 ausgewählte Kandidaten an der Peek & Cloppenburg KarriereLounge teilnehmen, die dieses Mal im Umfeld der A1-Beach-Volleyball-Europameisterschaften stattfinden wird. Neben Einblicke in die Karrieremöglichkeiten via Vortrag können auch erste Kontakte zum Handelsunternehmen geknüpft werden. Bis 23. Juni können sich interessierte Studenten und Absolventen mit Bestleistungen bewerben.

www.peek-cloppenburg.at/karriere

Wider die schleppende Zahlungsmoral

Die cm-mahnakademie bietet jeweils im Juni und August Kompaktseminare unter dem Motto „Liquidität, Zahlungsmoral, Kundenbindung – drei Potenziale als Leitfaden für ein zeitgemäßes Forderungsmanagement“ an. Methoden und Trainings zu professionellen Mahngesprächen sollen dabei nicht nur die eigene Liquidität steigern, sondern gleichzeitig auch Kunden binden.

www.cm-mahnakademie.at

Wortwelt-Seminar „Gendern mit Hirn“

Wer von Binnen-I-Aufzählungen und schwer verständlichen Texten für den/die interessierte/n Mitarbeiter/in genug hat, ist beim Seminar „Gendern mit Hirn“ am 25. Juni in Wien richtig. Von Kundenbriefen über Presseaussendungen bis hin zu Texten der internen Kommunikation werden Möglichkeiten einer gendergerechten Sprache gezeigt.

www.wortwelt.at

Weiterbildung

Europäischer Wirtschaftsführerschein (EBC*L)

Details siehe www.wifiwien.at/ebcl

Stufe A – Betriebswirtschaftliche Grundlagen

Kursstarts: 27.5., 17.6., 27.6. und 16.7.2013

Stufe B – Betriebswirtschaftliches Planungswissen

Kursstart: 14.6.2013

Stufe C – Führungswissen

Kursstart: 24.5.2013

Ausbildung zum/zur

(Bilanz-) Buchhalter/-in

Details siehe www.wifiwien.at/161052

Kostenlose Info-Veranstaltung: Di, 4.6.2013 um 18.00 Uhr

WIFI. Wissen Ist Für Immer.

www.wifiwien.at/kontakt

T 01 476 77-5555

Währinger Gürtel 97, 1180 Wien

www.wifiwien.at



English for business and pleasure

Lernzielgarantie
Gratis Wiederholung
Gratis Einstufung
Täglich Kursbeginn



www.cambridge.at

Terminvereinbarung zur kostenlosen Einstufung: 01/5956111

THE CAMBRIDGE INSTITUTE
BRITISH & AMERICAN ENGLISH
FOR
PLEASURE & BUSINESS